Sammlung

moralischer Erzählungen

für

Deutschlands Söhne und Töchter.

Von

A. Voost.

Dritter Band.

Augsburg, 1846.

Verlag der **Matth. Rieger**'schen Buchhandlung.

(J. P. Himmer.)

Schicksale
der barmherzigen Schwester Jenny.

Keine Dichtung,
sondern treue Schilderung zum Theil noch lebender Personen

von

Dr. H. Blaha.

I.

Jenny's Pflegevater.

In einem freundlichen Landhause, nahe bei St. Cloud, auf einer reizenden Anhöhe gelegen, ruhte ein kranker Greis auf einem bequemen Armstuhl. Das Gemach, worin er sich befand, war dem Garten zugewendet, und einfach dabei jedoch sehr behaglich eingerichtet. Schon seit mehreren Monaten konnte er die Krankenstube nicht verlassen, Altersschwäche, der sich noch chronische Leiden beigesellt, hielten ihn darin zurück. Nur hie und da bedeckten noch einige Silberhaare sein fast schon ganz kahles Haupt, und die vielen Kummerfurchen seiner Stirne zeigten, daß er nicht ohne Müh' und Sorgen alt geworden, aber weder sein hohes Alter, noch die zerstörenden Einwirkungen seiner langen Krankheit, vermochten es, die, dem israelitischen Volke eigenthümlichen Züge aus seinem Antlitz zu vertilgen. An seiner Seite saß ein junges, eben erst zur Jungfrau erblühtes Mädchen,

mit weiblicher Arbeit beschäftigt; ste war gerade nicht schön zu nennen, doch aus ihren Mienen sprach jener ächte Ausdruck reiner Weiblichkeit, der ein zart fühlendes, noch kindlich unschuldiges Gemüth vermuthen läßt, und deßhalb, gewöhnlich schon beim ersten Anblick, Jedermann einnimmt. Ihre sanften himmelblauen Augen ruhten voll Theilnahme auf dem bleichen, abgemagerten Gesicht des leise schlummernden Greises, dessen tiefe Athemzüge ste sorgenvoll zu belauschen schien. Dieses liebliche Mädchen war nicht des kranken Greises Tochter oder sonstige Verwandte, sondern eine von ihm an Kindes statt angenommene Waise.

Als der Greis aus seinem Schlummer erwachte, fielen eben die Strahlen der sich zum Untergang neigenden Sonne in das Zimmer, dessen Fußteppich ste mit buntgefärbten Lichtstreifen bemalten; mit wehmüthigem Wohlgefallen betrachtete der Kranke das schöne Farbenspiel zu seinen Füßen, blickte dann andachtsvoll der scheidenden Sonne nach und sprach zu dem neben ihm sitzenden Mädchen: Jenny, rolle meinen Armstuhl näher an's Fenster, damit ich in vollen Zügen der Abendkühle balsamische Lüfte einathmen, und mich an dem erhabenen Schauspiel des Sonnenuntergangs erbauen könne; — mir däucht's, als winke ste mir ihr nachzufolgen. — O, schönes Sinnbild des Verscheidens eines wahrhaft tugendhaften Christen, der auch nur das Irdische verläßt, um in einer höheren Region ein neues, höheres Leben fortzuführen. — Wohl dem, dessen Gewissen ihm erlaubt, so sanft und ruhig in's Grab zu sinken, wie jetzt die Sonne sich am westlichen Horizont versenkt.

Lieber Vater, ich hoffe Sie werden wieder genesen, und noch nicht so bald in's Grab versinken, sagte schmeichelnd Jenny.

Wiedergenesen? Nein, mein Kind, das werde ich nicht, ich fühle es, meine letzte Stunde naht heran; wer weiß, ob ich den morgigen Tag noch überlebe; doch voll Hoffnung auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit, würde mir das Sterben nicht hart fallen, wenn ich dich von allen Gefahren, die ein junges, unschuldiges Mädchen auf dieser verdorbenen Welt umringen, gesichert wüßte. So lange ich, dich leitend und beschützend, an deiner Seite stand, wollte ich die schönen Träume deines unerfahrenen Herzens von den Menschen und der Welt nicht zerstören; aber jetzt ist es meine Pflicht, dich zu warnen, damit du nicht auch ein Opfer der Habsucht oder Bosheit werdest. So rücke nun näher zu mir, und lasse keines meiner Worte für dich verloren gehen.

Weinend drückte Jenny ihre rosigen Lippen auf des Greisen ausgedorrte Hand und lauschte dann voll kindlicher Ehrfurcht seiner Rede.

Fasse dich, theure Jenny, trockne deine Thränen, vergesse in dieser feierlichen Stunde den Schmerz über unsere nahbevorstehende Trennung, damit meine Warnungen sich desto tiefer in deine Seele prägen; sie sind ja das schätzbarste Vermächtniß, das ich dir hinterlassen kann. Ich habe dich bis heute mit dieser traurigen Eröffnung verschont, weil ich dir, vor der Zeit, die heiteren Tage deiner Frühlingsjahre nicht verbittern, den süßen Frieden deines jugendlichen, argwohnlosen Herzens nicht verscheuchen, das

schöne Bild deiner fröhlichen Weltanschauung nicht verdüstern wollte, und würde es auch jetzt nicht thun, wenn ich ein anderes Mittel wüßte, dich vor den Schlingen schlechter Menschen zu bewahren. Indem ich aber keine Möglichkeit sehe, daß dir die Verdorbenheit der Welt verborgen bleiben könnte; so ist es besser, du trittst, durch meinen eigenen, von Verirrungen und Sünden leider nicht reinen Lebenslauf gewarnt, in den brausenden Strudel des geselligen Lebens, worin Laster, Thorheiten und Schwächen aller Art, in allerlei reizenden Gestalten, Formen und Lockungen sich herumtreiben, damit du von ihm nicht, wie tausend andere, mit fortgerissen, und deiner höhern Bestimmung entrückt werden mögest.

Ich habe dir noch wenig von meinen frühern Schicksalen erzählt, ließ dich über deine Abkunft selbst halb im Dunkeln, doch du sollst in dieser Stunde noch alles erfahren. —

Ich stamme von israelitischen Eltern aus dem südlichen Frankreich ab, und wie den Kindern dieses Volksstammes im allgemeinen, wurde auch mir, von Kindesbeinen an, Christenhaß gelehrt, und in mein jugendliches Herz gepflanzt. Dieser Haß wuchs mit mir empor, steigerte sich von Jahr zu Jahr, und durch die ungerechten Gelderpressungen, denen die Juden vor dem Ausbruch der Revolution in Frankreich ausgesetzt waren, noch erhöht, erzeugte er in meinem Innern jene wilde, rachsüchtige Verfolgungssucht, die kein Verbrechen, keine Schande zurückschreckt, die in früheren Zeiten nicht selten das israelitische Volk in Masse zu den grausamsten Thaten verleitet

hat, und noch jetzt einzelne Bekenner des Judäismus dazu verleitet. Indem ich nun in einem großen Reichthum das beste Mittel erkannte, um an den Christen, die ich als meine bittersten Feinde betrachtete, heiße Rache zu nehmen, beschäftigte mich unaufhörlich der Gedanke, auf welche Weise ich schnell zu jenem gelangen könnte.

Denn nur durch Geld konnten wir Juden zu jener Zeit uns den Bedrückungen entziehen; ein Umstand, der die sprüchwörtliche Geldgierde bei den Israeliten leicht erklärt, ja selbst theilweise entschuldigt, und auch mich nach Amerika, nach diesem Eldorado der Gold- und Edelsteinminen hinüber trieb. In New-York angelangt, kaufte ich mit meiner geringen Baarschaft allerlei Waaren ein, um damit als wandernder Krämer das Land zu durchziehen; und meine Gewinnsucht trieb mich selbst bis zu den wildesten, indianischen Volksstämmen hin, von welchen ich werthvolle Gegenstände, als Goldsand, Elfenbein u. dgl. gegen Flitterwaaren oder schlechten, verfälschten Branntwein einhandelte; wobei ich mehr als fünfhundert Prozente gewann.

Die Indianer vergifteten sich zwar mit meinem verfälschten Branntwein, aber dieß galt mir gleich: denn reich wollte ich werden, gleichviel durch welche Mittel, gleichviel auf welche Art. Ich geizte, knikerte, und beschränkte meine Lebensbedürfnisse auf das allernöthigste, betrog meine Kundschaften, wie und wo ich sie nur betrügen konnte, ließ mich zu jedem Geschäft für's Geld gebrauchen, und siehe da, mich begünstigte das Glück, wie es gewöhnlich Schelme gerne

begünstiget. Sobald ich auf diese Art eine nicht unbedeutende Summe zusammengebracht hatte, ließ ich mich, unter einem falschen Namen, in einer kleinen Stadt als Handelsmann nieder, eröffnete einen Laden, trieb dabei auch Wucher, lieh auf Pfänder, war unbarmherzig gegen meine Schuldner, und mißbrauchte gewissenlos das mir geschenkte Zutrauen; doch ich wurde reich und immer reicher, und nach dem Grade meiner Reichthümer stieg ich auch in der Hochachtung meiner Mitbürger. Nach zehn Jahren Millionär geworden, *) hielt ich es für zweckmäßig, in New-York wieder zu erscheinen, wo der Ruf meines Reichthums mir schon voran ging. Obgleich nun die New-Yorker Geldaristokraten in mir den ehemaligen Bündeljuden, den sie in seiner Armuth mit Schimpf und Spott überhäuften, wohl erkannten, gaben sie sich doch das Ansehen, als glaubten sie an meinen falschen Namen, und behandelten mich wie einen reichen, ihnen früher nicht bekannten Mann

*) In Nordamerika, wo der Wucher gesetzlich erlaubt, Betrug aller Art an der Tagesordnung ist, ja, wo sogar derjenige, der auf eine feine Weise zu betrügen versteht, als ein gescheider Mann geachtet, jener aber, der sich betrügen läßt, als ein Dummkopf verspottet und verachtet wird; ist es demjenigen, der ein weites Gewissen nebst etwas Geld besitzt und dabei schlau, unverschämt und keck sich zu benehmen weiß, jetzt noch leicht, schnell reich zu werden; besonders aber war dieß, kurz nach Beendigung des Freiheitskampfes, in jenem Lande der Fall, weil zur selben Zeit die Konkurrenz im Handel alldort noch unbedeutend gewesen.

mit Zuvorkommenheit und Hochachtung. In dieser Stadt trieb ich den Wucher und Betrug im Großen, den ich früher im Kleinen getrieben hatte. Meine Million vervielfältigte sich daher in kurzer Zeit, mein Ansehen stieg mit meinen Millionen; und endlich wurde ich der reichste und dadurch der einflußreichste und hochgeachtetste Mann in der neuen Welt.

O, die Wonne, die ich damals in meiner sündhaften Verblendung empfand, ist unbeschreiblich; ich stand an meinem mir vorgesetzten Ziele, das Werk der Rache sollte nun mit teuflischer Lust an der ganzen Christenheit beginnen. Zu diesem Zweck trat ich mit einigeu mir gleichgesinnten jüdischen Bankiers in Europa in Verbindung, um durch unsere Schätze, die vereiniget die Reichthümer ganzer Königreiche aufwogen, die Christen nicht nur zeitlich, sondern auch ewig zu verderben, indem sie, von ihrem Heiland abgewendet, sich vor dem goldenen Kalb im Staube niederwerfen sollten. Ein von uns künstlich eingeführtes neues Handels- und Industriesystem, sollte die Bevölkerungen in zwei sich feindlich gegenüber stehende Klassen theilen, nämlich in die der ganz armen und der ganz reichen Leute, zwei Extreme, die am geeignetsten sind, die schlummernden Keime der Irreligiosität und Lasterhaftigkeit bei den Menschen zu befruchten, indem sie überall, wo sie vorherrschen, den Materialismus zu einer Art Gottheit erheben, der die Geldaristokratie, als ein würdiges Priesterthum, dient, und in jedem Staate, den es durch seinen Einfluß beherrscht, die Moralität beim Volke untergräbt. Es war ein wahres Werk des Satans,

was wir unternahmen, und sollte man es glauben, selbst viele Christen unterstützten uns dabei, deßhalb verachtete ich sie auch doppelt: denn uns Juden trieb wenigstens eine heftige Leidenschaft, die Rache, dazu an, sie aber thaten es bloß des schnöden Geldgewinnstes wegen. Freilich waren sie nur dem Namen nach noch Christen; allein solche Christen gibt es in unserem, vorzüglich den materiellen Interessen huldigenden Jahrhundert gar viele, weßhalb der schmutzigste Judäismus in unseren Tagen sicher weit mehr Proselyten macht, als manche glauben mögen.

Doch genug über diesen traurigen Gegenstand, dessen Andenken in mir den tiefsten Schmerz erneuert. Denn dein unschuldiges Herz begreift mich dennoch nicht, möge es durch eigene bittere Erfahrungen mich nie begreifen lernen. Wer aber, wie ich, sehen und erfahren mußte, wie leicht der Reiche, sobald es ihn gelüstet, seinen Nebenmenschen verderben kann; wie tief sich Tausende und abermals Tausende des Geldes wegen erniedrigen, wie bereitwillig viele ihr Gewissen gegen baare Münze verkaufen, und dem Teufel gegen den eitelsten Erdentand ihre Seel' und Seligkeit verhandeln, der dürfte vielleicht ebenfalls wie ich zu jener Zeit, in Versuchung geführt werden, an einer allweisen und allgerechten Vorsehung zu zweifeln. O, all' die modernen Laster der reichen Welt neben den rohen, verbrecherischen Ausschweifungen des tiefsten Elends unverhüllt, und im Zusammenhang vor sich zu sehen ist ein abscheuliches, schaudererregendes Bild; möge es dir stets verborgen bleiben, und dein Schutzengel zu jenen inzelnen

Edlen dich hinführen, die als Schutzgeister am Rande des tiefen Abgrunds der Verdorbenheit stehend, jeden Erdenwaller vor ihm warnen; und mögest du dann, wie sie, mit und unter ihnen, voll Gottesfurcht und reinen Herzens dir ein wahrhaft christliches Leben fortwährend bewahren! Bei diesen Worten legte der kranke Greis salbungsvoll seine Hände auf das Haupt Jennys, die ihm zu Füßen sank, um andachtsvoll seinen Segen zu empfangen, und erst nach einer langen Pause stiller Andacht fuhr er in seiner Rede fort.

Ich befand mich, wie du aus meiner Erzählung ersehen kannst, auf dem höchsten Gipfel jenes Standpunkts, den die Welt irdische Glückseligkeit zu nennen beliebt. Besitzer eines ungeheuren Vermögens, welches sich noch stets vergrößerte, hatte ich zwar zahlreiche heimliche Neider, jedoch keine offenen Feinde: denn wer wollte sich erkühnen, gegen den reichsten Mann der neuen Welt, öffentlich als Gegner aufzutreten; von niedrigen Schmeichlern aller Art umringt, selbst von den Großen und Mächtigen dieser Erde mit Auszeichnung behandelt, mit Ehrenkreuzen überhäuft, mußte meine Menschenverachtung den höchsten Grad erreichen; ich verabscheute die Welt, haßte mich selbst, und war, ich der Beneidetste, gewiß zugleich der Unglücklichste von Allen: denn ich war mir selbst zuwider, mein Herz leer, freudenlos und lebenssatt. Da sandte mir Gott, der Barmherzige, einen Mann zu, den tugendhaftesten Priester, welchen ich je kennen lernte, um mich großen Sünder zu bekehren, mich, den Unwürdigen, der, wie einst der heilige Paulus vor seiner wunderbaren Bekehrung, von einem gleichen

rachsüchtigen Feuereifer, von demselben Irrwahn verblendet, sich erfrechte, das Reich Gottes, für welches unser Heiland am Kreuze starb, bekämpfen zu wollen. Wahnsinnige Vermessenheit! Wer vermag das Ewige zu vernichten, das Unendliche zu beschränken.

So lernte ich denn jenen Pater Thomas — (dieß ist der Name des würdigen Priesters, der mich bekehrte) unvermuthet und auf eine eigene Weise kennen. — Er war zur selben Zeit Missionär in Nordamerika, und um die durch ihn bekehrten Indianer an einen regelmäßigen Gottesdienst wenigstens an hohen Fest- und Feiertagen zu gewöhnen, und sie in einem Gottestempel zu vereinen, ließ er in einer Gegend, wo die meisten derselben wohnten, eine Kapelle erbauen, zu welchem Zwecke er persönlich in allen Städten Nordamerikas Beiträge einsammelte; ein Gebrauch, der in diesem Lande allgemein üblich ist, und von den Priestern aller dort befindlichen Religionen bei derartigen Veranlassungen benutzt wird. Auch ich wurde mit solchen Geldforderungen häufig belästiget oder vielmehr erfreut: denn da ich zu derselben Zeit an gar keine Religion glaubte, sie alle für Trug und Wahn hielt, so belustigte es mich stets bei dieser Gelegenheit die einsammelnden Religionsdiener, nachdem ich sie reichlich beschenkte, mit satyrischen Redensarten in Verlegenheit zu setzen. Als ich daher vernahm, der katholische Missionär Pater Thomas sammle in New-York, sah ich seinem Besuch in einer gleich boshaften Absicht entgegen. Er aber erschien nicht bei mir, reiste ab ohne mich, den reichsten Mann in New-York, zu besuchen. Dieß fiel mir auf, jedoch

gewöhnt, immer das Schlimmste von den Menschen, besonders aber von den Priestern zu denken; wollte ich doch sehen, ob dieser stolze Missionär wirklich dem Reiz meines Goldes zu widerstehen vermöge und schrieb ihm daher, es stünden 2000 Dollars zu seiner Verfügung bereit, wenn er mir das Vergnügen schenken wolle, dieselben persönlich bei mir abzuholen. Seine Antwort lautete, daß es ihm leid thue, mein großmüthiges Anerbieten ablehnen zu müssen, da das von ihm eingesammelte Geld die Errichtung eines Gotteshauses bezwecke, wozu er die Beisteuer eines Religionsverächters nicht anzuwenden gesonnen sey. Wenn er aber wüßte, fuhr er in seinem Briefe fort, daß seine persönliche Gegenwart bei mir, dazu beitragen könnte, mich über meine sündhaften Irrthümer aufzuklären, dann würde er gerne, wäre er selbst hundert Stunden weit von New-York schon entfernt, wieder umkehren; aber meines Geldes wegen thue er keinen einzigen Schritt. Der Inhalt dieses Briefes versetzte mich in Erstaunen, ich nahm mir vor, diesen sonderbaren Priester selbst aufzusuchen, der mein reiches Geschenk so hochsinnig zurückwies. Ich reiste zu ihm, traf ihn in Mitte seiner bekehrten Indianer, sah, wie liebevoll er sie belehrte, wie hoch sie ihn verehrten, und auf einmal fingen in meinem Innern die Wahrheiten des christlichen Glaubens zu tagen an. Dir, liebes Kind, die ganze Geschichte meiner aufrichtigen Bekehrung zu erzählen, die mich mit meinem Schöpfer, mit der Menschheit und mit mir selbst versöhnt hat, dazu fühle ich mich in dieser Stunde schon zu erschöpft; doch mein Bekenntniß, daß ich erst

dann anfing wahrhaft zu leben, seitdem ich ernstlich bestrebt gewesen bin, im Geiste der christlichen Lehren zu handeln, möge auch dir in deinem Lebenswandel als die zuverläßlichste Richtschnur dienen, da sie einzig und allein uns einer glücklicheren Zukunft entgegen zu führen im Stande ist.

Auch du, Jenny, verdankst es dem guten Pater Thomas, daß du nicht schutzlos, und dem Zufall überlassen, auf der Welt geblieben bist; denn er war es, der dich, noch ein zartes Kind, eines Abends, unter seinen Mantel gehüllt, zu mir brachte. Er hegte dabei die Ansicht, du würdest als ein unschuldiges, hülfloses Geschöpf, am besten die schmerzhafte Lücke in meinem wunden Herzen auszufüllen vermögen; eine Ansicht, die sich auch vollkommen bewährte. Nachdem er mir deine Leidensgeschichte in Kürze erzählt, legte er dich in meine Arme; du blicktest mich freundlich an, strecktest deine Händchen mir entgegen und das Eis in meinem Herzen brach; ich drückte dich an meine Brust, weinte seit dreißig Jahren wieder die ersten Thränen süßer Rührung, warf mich auf meine Kniee, dankte Gott, dem Allmächtigen, daß er in seiner Gnade dich mir zugesandt, um das so wohlthuende Gefühl meiner Liebe in meinem Innern zu erwecken, und seit diesem Augenblick bliebst du mir eben so theuer, wenn nicht noch theuerer wie ein mir eigen zugehörendes Kind.

Mein Vater, mein guter Vater! schluchzte Jenny, und verbarg ihr thränendes Angesicht an des Greisen Brust. —

Ja Jenny, es war Gottes Fügung, die uns

zusammen gebracht. Du, entsprossen aus einem hochadeligen Hause, welches ehemals seinen Sitz in derselben französischen Provinz hatte, in der ich das Licht der Welt erblickt und die Christen hassen gelernt habe, warst von der göttlichen Vorsehung dazu erkoren, meinen blinden Haß in christliche Liebe zu verwandeln, und das Werk meiner Bekehrung zu erleichtern. Dein Vater, der zweite Sohn des Grafen B., flüchtete sich während der Revolution, wie die meisten Adeligen aus seinem Vaterlande, um der Guillotine zu entgehen, und kam, nachdem er als ein heimathloser Flüchtling fast ganz Europa durchgewandert hatte, auch nach Amerika, wo er deine Mutter, eine Engländerin, kennen lernte, und obgleich sie nicht von Adel war, doch zur Gattin nahm. Da er diese Ehe gegen den Willen seiner Familie schloß, und diese ahnenstolz und von den Vorurtheilen ihrer Geburt äußerst eingenommen, zur Zeit des Kaiserreichs nach Frankreich zurückgekehrt war, sah er sich von ihr gänzlich zurückgestoßen und verlassen. Deine Mutter starb bald nach deiner Geburt und dein Vater, der als Offizier in der amerikanischen Armee diente, übergab dich zur Pflege einer Wärterin; unglücklicher Weise aber blieb er in einem Treffen gegen die Indianer, und sein Tod ließ dich, als zweijähriges Kind, unter den Händen der Wärterin, die dich an einen Sklavenhändler zu verkaufen beabsichtigte, weil sie kein Kostgeld mehr für dich erhielt. Als nun einstens jene hartherzige Mulatin dich mißhandelte, kam der gute Pater Thomas, gleichsam von Gott zu deiner Rettung gesendet, dazu, machte

ihr darüber Vorstellungen und erfuhr bei dieser Gelegenheit von ihr deine traurige Geschichte, wie auch ihre barbarische Absicht, dich gegen eine Geldvergütung dem ersten besten Sklavenzüchter zu überlassen. Unvermögend, sie von ihrem Vorhaben abzubringen, zahlte er ihr selbst die von ihr für dich verlangte Summe, und brachte dich zu mir. Unsere beiderseitigen Schicksale können dich also am besten belehren, wie nichtig alle irdischen Güter sind, wie launenhaft uns das irdische Glück bald zulächelt, bald hämisch den Rücken zeigt. Du, entsprossen aus der Familie stolzer, einstens mächtiger Ahnherrn, standest auf dem Punkte, als eine Sklavin verkauft zu werden; ich, ein armer, verachteter Jude, wurde, sobald ich Millionär geworden, mit Schmeicheleien und Ehrenbezeugungen aller Art überschüttet, fühlte mich aber dennoch in dieser glänzenden Lage noch unglücklicher als vorher in meiner Armuth, weil mein böses Gewissen mir keine Ruhe ließ; und wir beide wurden, du, ein noch ganz unschuldiges Wesen, von deinem zeitlichen, ich, ein verstockter Sünder, von meinem ewigen Verderben wundervoll gerettet. Ich werde bald von allen irdischen Versuchungen erlöst, vor dem ewigen Richterstuhle erscheinen, du aber bleibst auf dieser Welt zurück, umgeben von hundert verführerischen Schlingen, die der Unschuld, der Unerfahrenheit gelegt sind; deßhalb verspreche mir es, Jenny, stets offenherzig ohne allen Rückhalt all' deine Gedanken, Absichten und Handlungen dem guten Pater Thomas schriftlich mitzutheilen, und dich von seinem Rathe willig leiten zu lassen. Er lebt gegenwärtig

in Italien, ist von meinem nahen Ende, wie von deiner Lage genau unterrichtet, und wird sich deiner väterlich annehmen. Du wirst unter meinen hinterlassenen Schriften seine Adresse nebst einem versiegelten Päcken, ihm bestimmt, vorfinden, das du sogleich nach meinem Verscheiden, mit einem Begleitungsschreiben von deiner Hand, ihm zuzuschicken hast. Bis zur Eröffnung meines Testamentes wünsche ich dich im Hause deiner dir noch unbekannten Tante, der Gräfin X., untergebracht zu wissen; sie ist die einzige dir noch übrig gebliebene Blutsverwandte, eine Dame, schon im hohen Alter, und ihre ganze Familie besteht aus ihrer Schwiegertochter und zwei Enkelinnen, die Töchter der letzteren. In ihrem Hause, hoffe ich, wird sich dir die beste Gelegenheit darbieten, die Menschen auch von ihrer Schattenseite kennen zu lernen, und dir die so traurige aber eben so nothwendige Welterfahrung zu sammeln, um nicht das Opfer des Heuchelscheins, der Habsucht oder der Arglist zu werden. Ich habe bereits der Gräfin deine Geschichte schriftlich mitgetheilt und ihr die Dokumente, die deine rechtmäßige Abstammung als legitime Tochter ihres Bruders beweisen, nebst dem Ersuchen, dich aufzunehmen, zugeschickt. Du sollst in keiner Hinsicht deiner Tante zur Last fallen, ich habe dir für das erste Jahr 12,000 Franken bei dem Bankier K. angewiesen, die er dir nach deinem Verlangen zahlen wird. Ich bin reich, sehr reich und war noch viel reicher, habe aber schon den größten Theil meiner gewissenlos erworbenen Schätze dazu verwandt, das Unrecht wieder gut zu machen, in so

weit sich Unrecht mit Geld gut machen läßt, welches ich in meiner rachsüchtigen Raserei begangen hatte. Einen andern Theil meines Vermögens bestimmte ich in meinem Testamente zu wohlthätigen Zwecken, dir verbleibt jedoch, als meiner Adoptivtochter, immer noch genug übrig, dir ein anständiges, unabhängiges Leben zu sichern. Ueber alles dieses wirst du in meinem Testamente näheren Aufschluß erhalten, welches erst in einem Jahre nach meinem Tode eröffnet werden soll, und dir mitgetheilt werden wird. Ich kenne dich zu genau, theure Jenny, um zu befürchten, du könntest dich jemals so weit vergessen, die Tugend der Keuschheit, das schönste Kleinod des Weibes, in deinem jungfräulichen Busen nicht treu zu bewahren; aber selbst mit deiner Neigung sey vorsichtig, verschenke dein Herz nicht übereilt, nicht ohne vorher sicher zu seyn, daß derjenige, der es verlangt, eines so edlen Geschenkes auch würdig ist, dich rein und wahrhaft liebt und nicht bloß, wie dieß gewöhnlich zu geschehen pflegt, durch Sinnenlust oder Eigennutz dazu bewogen wird, um dich anzuhalten. Leider wird das heilige Sakrament der Ehe in unseren Tagen nur zu oft entweiht, ja gar viele Brautpaare führt nicht selten anstatt gegenseitige Zuneigung und Hochachtung, bloß Geldgier, Eitelkeit oder andere niedrige Leidenschaften zum Traualtar. Du bist erst siebenzehn Jahre alt, kennst noch kein anderes Gefühl irdischer Liebe, als deine kindliche Zärtlichkeit für mich, deinen Freund und Pflegevater; in deinem Busen wird aber einstens noch eine andere, heftigere Neigung erwachen; verspreche es mir, derselben nicht

blind zu folgen, den ersten Rausch dieser süßen Leidenschaft vorübergehen zu lassen, bevor du dich für eine Wahl entscheidest, und zu verheirathen dich entschließest.

Niemals, wenn Sie es wünschen, lieber Vater, versicherte Jenny in ihrer kindlichen Unschuld.

Kindisches Mädchen, wie könnte ich dieß wünschen, da ich dich liebe? Du sollst heirathen: denn die Ehe ist ja die Bestimmung des Weibes; allein erst dann, wenn du einen Mann findest, der deiner würdig ist, der nicht nur von deinen körperlichen Reizen bezaubert, sondern vielmehr von deinen geistigen Eigenschaften eingenommen, dich hoch verehrt, dich treu, uneigennützig liebt und sich mit dem aufrichtigen Willen um dich bewirbt, dich wie sich durch eine eheliche Verbindung zu beglücken. Zeigt sich dir ein Solcher nicht, so bleibe lieber ledig, denn die vielen leichtsinnig geschlossenen, in ihren Folgen meistens unglücklichen Ehen, sind eben der moralische Krebsschaden, an welchem vorzüglich unser Zeitalter so sehr leidet, indem sie nicht nur das Familienleben vergiften, sondern selbst auf die nachkommende Generation nachtheilig einwirken.

Nun weißt du beinahe das Wichtigste, was ich dir vor meinem Ende mitzutheilen wünschte; vergesse meine Warnungen nicht, erinnere dich an sie in allen Verhältnissen deines Lebens, denke oft an meine eigene sündhaften Verirrungen, und bitte Gott des Morgens und des Abends, ja so oft du betest, er möchte dich vor allen und jeden Versuchungen zur Sünde für immer bewahren.

Nachdem der Greis dieß gesprochen, segnete er seine Adoptivtochter zum wiederholtenmale, drückte einen väterlichen Kuß auf ihre blühende Stirn, und bat sie dann, ihn jetzt allein zu lassen, sich zur Ruhe zu begeben, indem er den Geistlichen des Orts erwarte, den er ohne Zeugen zu sprechen wünsche, und schloß mit den Worten: ich fühle es, ich werde heute wohl und lange schlafen; schlafe auch du gut und sanft, theure Jenny.

Seine Ahndung hat ihn nicht getäuscht, denn er entschlief nach Mitternacht, um auf dieser Erde nicht mehr zu erwachen.

II.

Der gute Pater Thomas. *)

Derjenige Fremde, der während der Jahre 1815 bis 1825 Florenz besuchte, und dem die höhern Cirkel offen standen, wird zuweilen in den Salons der vornehmen Welt einen freundlichen alten Herrn, aus dessen Augen so recht die Seele sprach, angetroffen haben. Seine Kleidung zeigte es schon an, daß er dem geistlichen Stande angehöre, aber mehr noch als sein ehrwürdiges Gewand und seine Stellung verschafften ihm seine viele Tugenden, sein menschenfreundlicher Charakter Zutritt in alle vornehmen Familien und Niemand wurde in ihren geselligen Krei-

*) Pater Thomas war ein Salzburger von Geburt.

sen mit größerer Verehrung, innigerm Zutrauen empfangen und behandelt wie dieser alte geistliche Herr. Wo er sich auch zeigte, es mag in dem Hause eines Fürsten, Grafen, Staatsministers oder Generals gewesen seyn, bewillkommte ihn der Hausherr mit aufrichtiger Herzlichkeit und die Dame des Hauses, selbst wenn sie noch jung und schön gewesen, unterhielt sich mit Niemanden lieber als mit ihm; die jungen Leute beiderlei Geschlechts umringten ihn mit zutrauensvoller Ehrfurcht, ihm am liebsten all' ihre kleinen Angelegenheiten anvertrauend, und selbst die kleinen Kinder hüpften ihm fröhlich entgegen. Sollte sich zufällig dieser Fremde auch in die von dem Mittelstand oder den armen Klassen bewohnten Häuser in Florenz verirrt haben, so fand er auch dort nicht seltener die Gelegenheit, diesen alten, freundlichen geistlichen Herrn mit seinem gutmüthigen Gesichte anzutreffen; und auch dort wurde er mit derselben Verehrung und Liebe behandelt, auch dort war sein Benehmen eben so menschenfreundlich und Vertrauen erweckend, wie in den ersten und vornehmsten Cirkeln. Aber wer war denn dieser so allgemein hochgeachtete, überall gerne gesehene, von Jung und Alt, Vornehm und Gering geliebte und verehrte Mann? Es ist der gute Pater Thomas gewesen, und in ganz Florenz gab es kein Haus, vom Palazzo Pitti, der Residenz des Großherzogs an, bis zur niedrigsten Hütte, wo dieser Name nicht mit Ehrfurcht ausgesprochen worden wäre.

Mögen Diejenigen, die es nicht begreifen, wie es einen Menschen geben konnte, der ohne Neider, Ver-

leumder oder geheime Feinde durch's Leben gewandelt seyn sollte, immerhin ihre Köpfe ungläubig schütteln; es bleibt dennoch wahr, daß Pater Thomas weder Neider, Verleumder noch Feinde gehabt, und zwar hatte er deßhalb keine Neider, weil er selbst Niemanden beneidete; keine Verleumder, weil er von allen seinen Bekannten, wie und wo er konnte, nur Gutes sprach; keine Feinde, weil er keines Menschen Feind gewesen; und obwohl gegen sich sehr strenge, war er gegen die Schwachheiten seiner Nebenmenschen nachsichtig, darum geschah es, daß selbst der Verdorbenste sich dem guten Pater Thomas nicht ohne Ehrfurcht nahte, und daß die bessern Menschen aus allen Ständen ihm mit aufrichtiger Verehrung und liebevollem Zutrauen entgegen kamen.

In seinen jüngeren Jahren trieb ihn reine Menschenliebe nach den Urwäldern Amerika's, wo er während zwanzig Jahren als Missionär den wilden Indianern das Wort des Heils verkündet, und durch sein Beispiel, seinen tugendhaften, wahrhaft christlichen Lebenswandel unter ihnen bekräftiget hat; und ist es ihm auch nicht gelungen, alle die er gekannt zur christlichen Glaubenslehre zu bekehren, so haben sie ihn doch alle wie ihren Vater geachtet und verehrt, gleich wie auch er sie alle wie seine Kinder betrachtet und behandelt hat. Wie viele barbarische Mißbräuche hat er bei ihnen nicht beseitigt, wie viele Menschenleben, die unter ihren Messern als Opfer ihrer Rache oder sonstiger grausamen Gebräuche verbluten sollten, nicht gerettet. Besonders suchte er in die jungen, für alles Gute noch mehr empfänglichen Gemü-

ther den Keim christlicher Tugenden zu pflanzen, aber auch bei den Erwachsenen bestrebte er sich die Erkenntniß des wahren Gottes zu erwecken, ihre rohen Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten zu veredlen. Sie Alle, Alt wie Jung, waren aber davon überzeugt, daß Pater Thomas nur ihr Bestes wünsche, darum liebten und achteten ihn selbst diejenigen Indianer, deren wilde Leidenschaftlichkeit oder schon zu tief eingewurzelte Vorurtheile seiner Religionslehre unzugänglich blieben, und ließen sich von ihm in allen andern Sachen willig leiten. Es war ein Riesenwerk der Menschenliebe, das er im Vertrauen auf Gottes Schutz unternommen. Auf alle Bequemlichkeiten die uns Europäern zur zweiten Natur geworden, mußte er verzichten, unzähligen Gefahren muthig entgegen gehen, von einem Indianer-Stamm zum andern ohne Rast und Ruhe wandern, Waldungen durchziehen, worin viele wilde Bestien auf Beute lauern, steile Berge übersteigen, wo ein einziger Fehltritt ihm Verderben drohte, oder tiefe Moräste durchwaten, in denen er Gefahr lief unterzusinken; dem Hunger und Durst Trotz bieten, den heißen Sonnenstrahlen wie der frostigen Nachtluft sein gesalbtes Haupt aussetzen, und nur langsam sah er den Saamen keimen, den er mit so vieler Mühe, so vielen Anstrengungen, unter so vielen Gefahren ausgesäet hatte. Doch wie sein fester Glauben an die Allmacht Gottes, wie seine christliche Menschenliebe, war auch seine Geduld grenzenlos, und erst nach einem zwanzigjährigen Aufenthalt unter den Indianern, durch den seine Körperkräfte so sehr geschwächt waren, daß

er die Beschwerden einer solchen Lebensweise nicht länger mehr ertragen konnte, entschloß er sich, ein milderes Klima und einen ruhigeren Wirkungskreis aufzusuchen. Seine Sehnsucht zog ihn nach Europa zurück, wo ihm noch eine liebe Schwester lebte, die er vor seinem Ende, das er als nahe bevorstehend dachte, noch einmal zu sehen, und brüderlich zu umarmen wünschte.

Viele tausend Indianer begleiteten den guten Pater Thomas bis zum Kanal, der ihnen ihren lieben Gast, ihren Lehrer und Wohlthäter entführen sollte; von nah und fern strömten sie herbei um ihn noch einmal zu sehen, ihm ein letztes Lebewohl zu sagen, und als er beim Abschied mit rührender Stimme, thränenden Augen, sie seine geliebte Brüder, Schwestern, Kinder nannte, für deren Wohl er jeden Tag zu Gott inbrünstig beten wolle, sie mit sanften Worten bat, ihn ebenfalls nicht zu vergessen, sich seiner Lehren stets zu erinnern und sich immer mehr zu bemühen, dieselben zu befolgen, sie zur Eintracht, Gottesfurcht und Nächstenliebe ermahnte und zuletzt salbungsvoll seine zitternden Hände emporhob um sie zum Letztenmale zu segnen, fielen diese wilden Naturmenschen überwältigt von der Allgewalt seiner heiligen Worte, und tief ergriffen von dem schmerzlichen Gefühl der Trennung, ihrem Wohlthäter, Freund und Religionslehrer laut schluchzend zu Füßen. Auch Pater Thomas ließ sich auf die Kniee nieder um unter Gottes freiem Himmel gemeinschaftlich mit ihnen zu beten; sie baten für die Herstellung seiner Gesundheit und für sein Wohlergehen; er für ihr Seelenheil.

Selbst bis über das Meer war der Ruf des guten Pater Thomas gedrungen; denn sobald er an der Küste Italiens gelandet, erwartete ihn eine Einladung des Großherzogs von Toskana nach Florenz zu kommen, um an seinem Hof die Stelle eines Beichtvaters zu bekleiden; und mit derselben Bereitwilligkeit die er bezeigte, wenn ihn, während seines Aufenthalts in Amerika, ein indianischer Häuptling berief, seiner Familie oder seinem Stamm Religionsunterricht zu ertheilen, folgte er diesem Ruf; ihm galt es ja gleich in welcher Sphäre er wirkte, wenn er nur Gutes wirken konnte. Kaum war daher ein Jahr seit seiner Ankunft in Florenz vorüber gegangen, so wurde er schon allgemein geliebt, hochgeschätzt und verehrt, besonders aber von den Armen und Unglücklichen dieser Stadt, selbst sein Anblick erfreute und tröstete sie schon; wenn er über die Straße ging, liefen ihm die Kinder von allen Seiten freundlich entgegen, und verließen gern ihre Spiele, um dem guten Pater Thomas ihr Händchen zu reichen, der sich stets so liebevoll gegen sie bezeigte. Stand eine Mutter, ihren Säugling im Arm am Fenster, an welchem er vorüber kam, so bemühte sie sich, ihm ihren Kleinen bemerkbar zu machen. Wer an ihm vorüberging, grüßte ihn ehrfurchtsvoll, und für alle, welchem Stand der Grüßende auch angehörte, hatte Pater Thomas einen gleich freundlichen Gegengruß, für Jeden ihn Ansprechenden eine freundliche Rückantwort. Der Großherzog hatte ihm gleich bei seiner Ankunft eine Reihe reich eingerichteter Zimmer im Pallast angewiesen, doch das geräuschvolle Leben

am Hof, die lange daurenden Mahlzeiten und der Luxus aller Art, der ihn da umgab, behagte dem guten Pater Thomas nicht sonderlich; was ihn aber besonders dazu bestimmte, bei dem Großherzog die Erlaubniß nachzusuchen, sich in eine Privatwohnung einmiethen zu dürfen, war der Umstand, daß arme Leute in schlechter Kleidung es nicht wagten, ihn im großherzoglichen Palast aufzusuchen; er miethete daher eine kleine Wohnung von drei Zimmern in einem schlichten Bürgershaus für sich und seine Schwester Betty, die bei der Nachricht von ihres Bruders Ankunft in Toskana herbeigeeilt war, um ihn, den sie schon so lange nicht gesehen, und der ihre einzige Stütze war, an ihr schwesterliches Herz zu drücken.

In einem der von Pater Thomas gemietheten drei Zimmer schlief er selbst, in dem entgegengesetzten seine Schwester Betty, und das zwischen beiden gelegene ziemlich geräumige Gemach diente ihnen als Arbeits-, Speise- und Empfangs-Saal. Ein Schreibtisch, auf welchem ein Bücherschrank angebracht war, stand in einer Ecke desselben, in einer andern ein Betstuhl, über welchem ein Cruzifix hing, in der Mitte erblickte man einen runden Tisch mit einem reinlichen Tiroler-Teppich bedeckt, an der Hinterwand sah man ein mit braunem Leder überzogenes Canapee, vor welchem ein kleinerer, ebenfalls mit einem Teppich bedeckter Tisch stand; Betty's Arbeitstischchen am Fenster, zwei Armstühle, ein halb Dutzend Sessel, zwei heilige Gemälde an der Wand, nebst einer Pendel-Uhr über dem Kamin, waren die Möbeln, die man in Pater Thomas Empfangsaal antraf.

Eines Morgens saß darin am Fenster, mit weiblicher Arbeit beschäftiget, eine Person hoch über die Vierzig. Ihr Gesicht war von Blatternarben entstellt, ihre gutmüthigen Augen schielten ein wenig, ihre Gestalt war unansehnlich, aber in diesen wenig einnehmenden Körperformen wohnte eine schöne Seele. Von Jugend auf an Entbehrungen, Kränkungen und Leiden aller Art gewöhnt, nahm sie dieselben mit jener Ergebung hin, welche nur denjenigen höheren Naturen eigen ist, die das Christenthum richtig auffassen und auch im Leben üben. Diese Person war Betty, die würdige Schwester des guten Pater Thomas, das getreueste Nachbild von ihres Bruders edler Seele.

Für ihres Bruders Wohl immer äußerst besorgt, und in allen heißen Sommertagen für dessen Gesundheit fürchtend, harrte sie schon längst seiner Rückkunft, und sprach mißmuthig für sich hin: heute kömmt er aber wieder gar zu lange nicht nach Hause; schon zehn Uhr durch und er hat noch nicht gefrühstückt, der arme Bruder! Die Straßen werden Menschenleer, jeder sucht Schutz in seiner Wohnung vor den heißen Sonnenstrahlen; aber er vergißt seine schwächliche Gesundheit, seine körperlichen Schmerzen und alles Zeitliche, wenn ihn sein heiliger Beruf beschäftigt hält. Kaum hatte Betty diese Worte für sich gesprochen, trat Pater Thomas in die Thüre.

Guten Morgen, Betty, ich habe dich lange mit dem Frühstück warten lassen, nicht wahr? Nun es wird uns desto besser schmecken, redete er seine Schwester an, während sie ihm Hut und Stock

abnahm und er sich den Schweiß von der Stirne abtrocknete. Meine alten Knochen wollen nicht mehr recht fort; — fügte er hinzu, indem er sich auf einen Armstuhl niederließ und seine Beine rieb — freilich haben sie in den amerikanischen Urwäldern schon ihre Dienste gethan, wahrlich, es wäre von mir undankbar, mich über sie beschweren zu wollen.

Gewiß das wäre es, und es ist schon selbst undankbar, daß du sie nicht mehr schonst, lieber Bruder, entgegnete die besorgte Betty.

Schelte mich nur rechtschaffen aus, ich verdiene es, schon deßhalb, weil ich deine Morgensuppe kalt werden ließ, sagte Pater Thomas gutmüthig lächelnd zu seiner Schwester, die beschäftigt war den Tisch zu decken, und eben im Begriffe stand das Frühstück herbeizuholen.

Als sie beim Mahle saßen und rüstig dem aufgetragenen Gerichte zusprachen, frug Pater Thomas, ob während seiner Abwesenheit Niemand nach ihm gefragt.

Doch, erwiederte Betty, die Gräfin Orsini kam mit ihrer Tochter selbst vorgefahren, sie läßt dich für Montag zur Mittagstafel bitten; sie feiert an diesem Tag ein Familien-Fest, und sie und ihr Fräulein, drangen sehr in mich, dich zu überreden, ihre Einladung anzunehmen. Auch der deutsche Baron war da, er will wieder kommen, da er dich, wie er sagte, noch heute zu sprechen wünscht. Und hier sind zwei Taschenbücher, welche die Prinzessinnen Amalie und Sophie zum Geschenk schickten.

Pater Thomas nahm wohlgefällig die zwei elegant eingebundenen Bände zur Hand, blätterte darinnen und sagte: — die guten Kinder wissen, daß ich von Zeit zu Zeit gerne an einer heiteren Lectüre nasche.

Als er jene wieder auf seinen Schreibtisch gelegt hatte, erblickte er auf demselben auch einen schwarz versiegelten Brief, und griff darnach mit den Worten: woher kommt denn dieser? Der Briefträger hat ihn gebracht, erwiederte ihm seine Schwester; ich wollte ihn dir erst nach dem Frühstück einhändigen, indem ich fürchtete, du würdest sonst nicht ruhig essen können. Doch Pater Thomas betrachtete flüchtig das Siegel des Briefes und sagte: er kommt von meinem Freund Clary; mir ahndet nichts Gutes! Schnell erbrach er nun denselben und rief nach einer kurzen Pause wehmüthig aus: Der arme Clary ist nun auch von dieser Welt geschieden! Möge Gott seine Seele gnädig aufnehmen und ihn schonend richten, ihn, der so viel gekämpft, so viel gelitten, doch kraftvoll sich endlich den Irrthümern und der Sünde entwunden, zuletzt als ein würdiges Mitglied unserer heiligen Kirche gelebt, und einen seligen Tod gefunden hat! Er ist in die Ewigkeit gegangen, um dort den Lohn für sein kampfvolles Leben zu empfangen; in ihm starb aber mir ein theuerer, wahrer Freund. — Dein Vermächtniß soll mir immer heilig seyn; ja, ich werde mich deiner Adoptivtochter, die du aus meiner Hand empfingest, stets väterlich annehmen; ich verließ sie als ein zartes Kind, das ich damals schon äußerst lieb gewonnen, und jetzt zur

tugendhaften Jungfrau erblüht, verdient ste um so mehr meiner freundschaftlichen Fürsorge. — Hierauf überreichte er seiner Schwester das Schreiben Jenny's mit den Worten: Du kennst das Verhältniß, welches mich an Master Clary, dem einst so reichen Bankier, und an seine angenommene Tochter band; lese diesen Brief von ihr, in welchem ihre rein religiösen Gefühle und ihr noch ganz unschuldiges Herz so schön sich aussprechen. Ja, biederer Clary, du hast Wort gehalten, wie du mir es verspracheſt; du hast mit liebevoller Sorgfalt das heilige Feuer christlicher Tugenden in Jenny's Busen immer mehr anzufachen und treu zu bewahren gewußt; Gott wird dir es lohnen.

Es dauerte lange, ehe der gute Pater Thomas zu bewegen war, sein Frühstück zu beenden; als er nun wieder zu essen begann, dabei aber von seiner Schwester Betty vernahm, auch der Jude Lapar habe schon am frühen Morgen nach ihm gefragt, da fiel dem würdigen Priester die Gabel aus der Hand, und unwillig schlug er sich vor die Stirn mit den Worten: wie konnte ich den armen Lapar doch so gänzlich vergessen; wahrlich, mein Gedächtniß taugt nur wenig mehr; aber Gott sey Dank, es ist noch nicht zu spät, indem er erst diesen Nachmittag ausgepfändet werden soll, wenn er seine keine Schuld nicht bezahlen kann. Schnell erhob er sich nun von seinem Sitz, nahm aus seinem Schreibpult das nöthige Geld, griff nach Hut und Stock und wollte sich eilig damit entfernen, als an der Thür ihm ein Herr entgegentrat und scherzend zu ihm sagte: ich bin schon

zweimal vergeblich da gewesen, und lasse Sie nun nicht los. —

Ich weiß es, Herr Baron, erwiederte der gute Thomas; wenn jedoch ihre Angelegenheit nur ein halbes Stündchen Aufschub gestattet, bitte ich, mich nicht zurückzuhalten; denn mit hartherzigen Gläubigern ist nicht zu scherzen; sie würden meinem armen Lapar ohne Barmherzigkeit sein kleines Hab und Gut versteigern, und ihn mit Weib und Kinder auf das Straßenpflaster setzen lassen, wenn ihm nicht schnell geholfen wird.

Kann ich vielleicht mit meiner Börse zu dieser Hilfe beitragen? frug der deutsche Baron. Für dießmal meinen schönsten Dank, antwortete der gute Thomas, das Sümmchen ist schon beisammen; auch wir, nur wenig bemittelte Leute, haben gleich den Reichen unsere Lust daran, aus eigenem Beutel unseren Nebenmenschen aus der Noth zu helfen, und so sparen wir, zwar nicht ich, denn ich verstehe mich nur schlecht darauf, desto besser aber meine Schwester Betty, wodurch wir uns von Zeit zu Zeit das Vergnügen verschaffen, durch Selbstentbehrungen das Elend Nothleidender zu lindern. Doch hier schwatze ich mit ihnen, während der alte Lapar in Angst und Schrecken lebt. Sie gönnen mir also eine halbe Stunde Zeit?

Ich weiß noch besseren Rath, Pater Thomas; ich will Sie in meinem Wagen, der vor Ihrer Thüre hält, zu Ihrem Lapar begleiten; dadurch gewinnen Sie Zeit und ich finde Gelegenheit, Sie mit meinem Anliegen

bekannt zu machen; es betrifft ebenfalls die Rettung eines Unglücklichen, der Sie von Ihnen hofft.

Recht so, das sehe ich gerne, wenn mir meine guten Freunde Unglückliche zuweisen; denn kann ich ihnen auch nicht immer helfen, versuche ich es wenigstens, sie zu trösten.

Dieser Fremde, der sich nun mit dem Pater Thomas entfernte, war der so berühmte Astronom Baron Z., der zu derselben Zeit auch in Florenz lebte, mit jenem in freundschaftlichen Berührungen stand, und dessen Werke der Mildthätigkeit äußerst willfährig unterstützte. Im Wagen eröffnete nun der Baron sein Anliegen dem guten Pater Thomas. Es hatte nämlich ein junger Engländer von guter Familie, mehr aus Unwissenheit als aus Bosheit, in halbbetrunkenem Zustand, in einer Kirche zu Pisa ein Verbrechen begangen, und war deßhalb nach den dort bestehenden Gesetzen zur Galeere verurtheilt worden, eine Strafe, die nur der regierende Fürst zu mildern oder ganz zu erlassen berechtiget war. Obgleich nun schon sein Begnadigungsgesuch dem Großherzoge vorliege, zweifle man aber doch, daß derselbe es zu berücksichtigen geneigt seyn möchte, wenn er nicht von seinem Beichtvater darum ersucht würde. Er bitte ihn daher um seine gütige Verwendung für jenen Unglücklichen, die auch sogleich der gute Pater Thomas ihm zusagte. — Als er nun den Juden Lapar aus seiner großen Noth gerettet hatte, eilte er schnell nach Haus und rief schon an der Thür seiner Schwester zu, ihm seinen Staatsanzug herbeizubringen, indem er noch vor der Mittagstafel den Großherzog sprechen

müsse. Nachdem er sich nun in seinem Schlafkabinet eilends umgekleidet hatte, trat er wieder in den Saal zu seiner Schwester, die an seinem Anzug bald da bald dort noch manches zu ordnen fand, während er sie gutmüthig anlächelte und zu ihr sagte: Nicht wahr, Schwester, du bist neugierig zu erfahren, was dieser so eilfertige Gang zu bedeuten habe? Ich verrathe dir es aber nicht, erst wenn ich mit froher Nachricht zurückkomme, sollst du es von mir vernehmen. — Gelingt mir mein Vorhaben, Betty, so wollen wir heute zu Mittag eine der Bordeaux-Flaschen leeren, die der französische Gesandte mir verehrte, und ich will den Tag als einen gesegneten preisen, an welchem ich zwei Unglücklichen zu helfen Gelegenheit fand.

Alle deine Tage sind gesegnet, dein ganzes Leben ist ja nur ein immerwährendes Wohlthun, dachte Betty, während sie ihrem Bruder liebevoll nachblickte, und Betty hatte recht.

Dieses ist die kurze Darstellung des Charakters und der Lebensweise des würdigen Priesters, der in das Schicksal Jenny's und ihres Pflegevaters so wundervoll zu ihrem Heil einzugreifen bestimmt war. Wohl daher allen, die das Glück hatten, sich ihm zu nähern; denn in seiner Gegenwart erwachte selbst in der Brust des Schlechtesten der Glaube an Gott, und mit ihm die Wärme für Religion und Tugend.

III.

Jenny in der Familie der Gräfin X.

Diese Familie bestand, wie schon früher bemerkt, aus einer alten Dame, deren Schwiegertochter und ihren zwei noch ledigen Fräulein. Die alte, beinahe siebenzigjährige Gräfin, verlor ihren Gemahl in der Revolution; er starb als Opfer derselben auf dem Schaffotte, und obschon zu jener Zeit ihre Reize noch nicht verblüht waren, fand sich dennoch kein anderer Adelicher, der Lust gezeigt hätte, sich mit ihr zu verehelichen. Denn in jenen so betrübten Zeiten dachte der meistens verbannte oder seiner Güter beraubte Adel wenig an's Heirathen, und einen Nichtadeligen mit ihrer Hand zu beglücken, dagegen sträubte sich ihr Ahnenstolz, weßhalb sie mit ihrem einzigen Kinde, einem noch unmündigen Knaben, in dem Wittwenstande verblieb. Aber auch ihre Schwiegertochter war seit Kurzem Wittwe geworden, und diese fühlte, als eine Frau von etwa vierzig Jahren, nun ihr Geschick um so härter, indem sie, wenn der ihrem Gemahl einmal bestimmte Tod fünfzehn Jahre früher eingetreten wäre, doch bei der Unmündigkeit ihrer Töchter, bei ihrer eigenen Blüthe des Alters, und überdieß von Verehrern umringt, leicht Gelegenheit gefunden haben würde, sich einen zweiten Gemahl beizulegen, und ihren Kindern einen neuen Vater zu schenken. Die zwei Fräuleins, ihre Töchter, wovon die eine neunzehn, die andere ein und zwanzig Frühlinge zählte, besaßen jene Schönheit, die man mit

dem Ausdruck beauté de Diable zu bezeichnen pflegt, weil sie bald verblüht. Ihre Erziehung erhielten sie in einem modernen Pensionat, worin man sich vorzüglich bemühte, bei den weiblichen Zöglingen diejenigen Talente auszubilden, die in vornehmen Cirkeln am meisten zu glänzen geeignet sind, und in diesem Sinne konnten sich beide Schwestern allerdings rühmen, eine ausgezeichnete Erziehung genossen zu haben. Ein guter Ton herrschte in ihrem ganzen Benehmen, sie wußten sich in allen gesellschaftlichen Cirkeln ungezwungen zu bewegen, waren immer sehr geschmackvoll gekleidet und besaßen in hohem Grade alle diejenigen Unterhaltungsgaben, um einstens als verehelichte Damen an der Spitze eines fashionablen Salons die Honneurs zu machen; auch malten sie sich dieses Glück mit so schönen Farben aus, daß sie selbst einen verkrüppelten, siebenzigjährigen Marschall, einen schon abgelebten Pair de France, mit einem Wort jeden Mann von Rang und Reichthum, gleichviel, ob alt oder jung, schön oder garstig, moralisch oder verdorben, ohne Anstand geheirathet haben würden, um nur von ihrer so untergeordneten Rolle, die sie gezwungen waren, als ledige Fräulein in den gesellschaftlichen Kreisen zu spielen, befreit zu werden. Im übrigen aber waren sie, wie auch ihre Mutter und Großmutter, recht gutmüthige Personen, denen nur eine wahrhaft religiöse, vorurtheilsfreie Erziehung fehlte, um als Zierden ihres Geschlechts in der Welt zu erscheinen. Doch die falsche Ausbildung und Richtung ihres Herzens und Geistes hatte sie zu Sclavinnen der Mode, des Welttons, oder der gesell-

schaftlichen Convenienz gemacht, und obgleich sie regelmäßig den Gottesdienst besuchten, die religiösen Gebräuche mitmachten, waren sie dennoch keine wahren Christinnen, indem sie zwar Gott im Munde führten, sich jedoch von weltlichen Gelüsten ganz beherrschen ließen. Das Hotel der Gräfinnen, in der Vorstadt St. Germain gelegen, war elegant eingerichtet; sie hielten Equipage, hatten eine Loge in der Oper, und öffneten während der Saison ihre Salons, mit einem Wort, sie machten, wie man zu sagen pflegt, ein vornehmes Haus; doch im Innern ihres Hauswesens lebten sie sehr eingeschränkt, weil ihre Vermögensumstände mit dieser luxuriösen Lebensweise in keinem Verhältnisse standen; sie glaubten jedoch dieses Opfer, theils wegen der Mode, theils wegen der künftigen standesmäßigen Versorgung ihrer zwei Fräuleins bringen zu müssen, indem die heirathslustigen Männer vornehmen Standes in Paris gewöhnt sind, nur in fashionablen Salons, auf Bällen oder in Theatern, sich ihre künftigen Gemahlinnen auszuwählen.

Eines Morgens, nachdem diese Damen im Speisesaal gemeinschaftlich ihr Frühstück eingenommen hatten, und sich ihre Beobachtungen, die sie auf ihrer gestrigen Spazierfahrt oder im Theater zu machen Gelegenheit fanden, gegenseitig mittheilten, übergab der diensthuende Bediente der Gräfin Großmutter ein aus Rosenholz kunstreich gearbeitetes Schmuckkästchen, nebst einem versiegelten Schreiben, mit der Bemerkung, derjenige, der diese Sachen überbracht habe, sey nach Uebergabe derselben sogleich wieder ver-

schwunden. Voll Neugierde betrachteten die beiden Fräulein das schöne Kästchen, welches einen so süßen Wohlgeruch um sich verbreitete, wagten es aber dennoch nicht, ihre Großmama zu fragen, wer es ihr zugeschickt, und für wen es eigentlich bestimmt sey. Denn der gute Ton verbot es ihnen, eine solche voreilige Frage zu stellen, die ohnedieß die alte Gräfin ihnen zu beantworten nicht im Stande gewesen wäre, indem sie es selbst noch nicht wußte, und um es aus dem Begleitungsschreiben zu erfahren, vorerst ihre Augen mit einer Brille zu bewaffnen genöthiget war. Lange betrachtete sie aufmerksam das ihr gänzlich unbekannte Siegel des Briefes, und als sie ihn erbrochen, und als Unterschrift den Namen Clary gelesen, wendete sie sich an ihre Schwiegertochter mit der Frage: Kennen Sie vielleicht Jemanden der diesen Namen führt, Frau Tochter? mir ist er gänzlich unbekannt. Mir ebenfalls, war die Antwort. Nun so lesen Sie, fuhr die Großmama fort, während sie das Schreiben der jüngeren Gräfin überreichte; ich bin doch neugierig zu vernehmen, was eigentlich dieser Herr Clary von mir verlangt. Die Schwiegertochter, nicht minder neugierig, ergriff den Brief und las:

„Madame!

„Beim Empfang dieser Zeilen wird wahrscheinlich „derjenige, der sich die Freiheit nahm, sie Ihnen zu „adressiren, bereits das Irdische mit dem Ewigen „vertauscht haben, und nicht mehr am Leben seyn; „um so mehr schmeichelt er sich, seine Bitte werde „von Ihnen nicht unberücksichtigt bleiben.

„Gnädige Frau! Sie wissen, daß ihr jüngster „Bruder, der während der Revolution nach Amerika „geflüchtet war, sich in diesem Lande mit einer Eng= „länderin verehelichte, die ihm eine Tochter gebar; „bald nach der Geburt dieses Kindes starb die Mut= „ter, und der Graf, Ihr Herr Bruder, Madame, „blieb einige Jahre nach diesem Ereigniß bei einem „feindlichen Ueberfall wilder Indianer; allein seine „Tochter, Ihre Niece, Gräfin, lebt noch, ist jetzt eine „um desto bedauerungswürdigere Waise, da sie auch „mich, ihren bisherigen Beschützer und Pflegevater „für immer zu verlieren auf dem Punkte steht. Ich „glaube gar nicht nöthig zu haben, Ihnen ihres „Bruders Tochter besonders zu empfehlen, in Ihrem „edlen Herzen, Madame, werden gewiß die Bande „der Verwandtschaft mehr zu deren Gunsten sprechen, „als alle meine Worte; ja, gnädige Frau, gewähren „Sie Ihrer Niece mütterlichen Schutz, und wenigstens „die erste Zeit über, ebenfalls eine Unterkunft in „Ihrem werthen Hause.

„Jenny, dieß ist der Name Ihrer Anverwandtin, „ist ein sanftes Mädchen von siebenzehn Jahren, be= „scheiden und anspruchlos, die Sie nicht im gering= „sten beläftigen soll, indem sie von mir, ihrem Adop= „tivvater, ein hinreichendes Vermögen erbt, um die „Auslagen für alle, ihrem neuen Verhältnisse ange= „messenen Bedürfnissen aus eigenen Mitteln bestrei= „ten zu können.

„In mitfolgendem Kistchen werden Sie, Madame, „die Dokumente über Jenny's Geburt, welche sie als „eheliche Tochter des Grafen B. legitimiren, nebst

„einigen Schmuckſachen vorfinden, die ich in der Hoff=
„nung mir erlaubte, beizulegen, Sie werden dieſelben
„als ein kleines Angedenken von dem alten Pflege=
„vater Ihrer Niece anzunehmen, nicht verſchmähen.
„Gott möge Sie beſchützen, wie dero ganze Fa=
„milie, und meiner theuren Jenny unter Ihnen eine
„gütige Aufnahme bereiten."

Clary.

NB. „Beigefügte Karte meldet Jenny's
„gegenwärtigen Aufenthalt."

Aber Großmama! frugen ihre beiden Enkelinnen mit einer Stimme, von dieſem ihrem Bruder, unſerem Onkel, haben wir ja nie etwas gehört?

Ich ſprach nicht gerne von ihm, erwiederte ſie; er hat der Familie wenig Ehre gemacht, ſich in Amerika mit einer Perſon unter ſeinem Stand ver=heirathet, ſeit dieſer Zeit hörte ich auch wenig mehr von ihm, und wahrlich, der Brief dieſes mir unbe=kannten Maſter Clary, ſetzt mich in nicht geringe Ver=legenheit. Freilich meines verſtorbenen Bruders ehe=liche Tochter bleibt immer meine Niece; nun wir wollen vorerſt ſehen, ob die Dokumente auch rich=tig ſind.

O ja, Großmama, öffnen Sie das Kiſtchen, ſagte die älteſte der Fräulein, während ſie ihrer neben=ſtehenden Schweſter heimlich in's Ohr flüſterte: Ich brenne vor Begierde, die Schmuckſachen in Augen=ſchein zu nehmen.

Das Kiſtchen wurde geöffnet; bevor jedoch die, dasſelbe umſtehenden Damen die Dokumente zu Ge=ſicht bekamen, hatten ſie Gelegenheit, eine reiche mit

Brillanten besetzte goldene Tabaksdose, ein schweres Diadem von gleichem Metall, mit den reinsten Rubinen und Smaragden von bedeutender Größe verziert, nebst zwei Paar Ohrgehänge mit vielen feinen Perlen besetzt, zu bewundern. Die beiden Fräuleins konnten sich an diesen kostbaren Schmucksachen nicht satt sehen, auch ihre Mutter betrachtete besonders das glänzende Diadem mit vielem Wohlgefallen, und die Großmutter, eine Kennerin ächter Steine, fand, nachdem sie die Dokumente, Jenny's Geburt betreffend, flüchtig durchgesehen, dieselben eben so ächt wie die Brillanten auf der goldenen Tabaksdose, und beschloß in ihrem Innern, ohne weitere Umstände, ihres Bruders Tochter aufzunehmen. Ehe sie jedoch diesen Entschluß ihrer Sohnsfrau, wie ihren Enkelinnen mittheilte, überreichte sie der ersteren, gutmüthig lächelnd, das Diadem, den letzteren die Ohrgehänge zum Geschenk, und behielt bloß die Dose für sich zurück. Nun war die Freude allgemein, man nahm sich vor, gleich den folgenden Morgen Jenny abzuholen, sie wie ein Mitglied der Familie zu behandeln, und ihr freundlich zu begegnen. Nachdem nun die Fräulein mit ihren neuen Ohrgehängen sich entfernt hatten, um dieselben vor dem Spiegel ihres Toilettentisches gleich anzulegen, überlegten die zwei Grä-finnen, wie Jenny im Hause zu halten sey, wobei trotz des schönen Diadems, die Mutter doch ihre Besorgnisse nicht ganz beseitigen konnte, daß vielleicht die siebenzehnjährige Jenny, besonders wenn sie schön, reich und wohlerzogen seyn sollte, an der Seite ihrer Töchter, denselben nachtheilig werden könnte. Eine

solche Besorgniß war aber einer Mutter nicht zu verdenken, die schon seit drei Jahren ihre beide Töchter in allen fashionablen Salons, Theatern, Concerten, auf Bällen und Promenaden herumführte, ohne bis jetzt für sie heirathsfähige Bewerber zu finden. Bedaurungswerthe Sitte, junge, ledige Damen, wie eine Art Waare, äußerlich glänzend auszustatten und so zu sagen fast öffentlich zur Schau zu stellen, um Männer für sie herbei zu locken.

Der erste Eindruck, den Jenny bei ihrem Erscheinen auf die gräfliche Großmutter und Mutter machte, sprach zu ihren Gunsten. Diese Damen fanden sie, zu ihrer Beruhigung, bei weitem nicht so hübsch, wie ihre Fräuleins, ihre Haltung minder elegant, ihr Benehmen befangen, ihre Toilette vernachläßigt, und glaubten ebenfalls, bei ihr eine beschränkte Erziehung, verbunden mit nur geringen Geistesgaben, wahrzunehmen. In dieser Beziehung irrten sie sich jedoch äußerst; denn Jenny besaß nicht nur ein reines, religiös ausgebildetes Herz, sondern auch nicht gewöhnliche wissenschaftliche Kenntnisse, sprach deutsch, französisch und italienisch wie ihre Muttersprache, die englische, hatte es in der Musik- und Zeichenkunst zu einem Grade von Vollkommenheit gebracht, wußte aus dem Gebiete der Naturlehre, Geschichte und Geographie mehr als die meisten Damen ihres Alters, und war zugleich mit allerlei weiblichen Handarbeiten vertraut, und in den Haushaltungsgeschäften nicht unbewandert; allein sie war zu bescheiden und noch zu unschuldig, um aus Gefallsucht ihre Vorzüge unaufgefordert geltend machen zu wollen.

Jenny, gewöhnt an ein stilles, eingezogenes Leben, sehnte sich in ihrer neuen Lage noch mehr als sonst nach Einsamkeit, indem sie nur zu bald gewahr wurde, daß weder ihre Tante noch deren Schwiegertochter und Enkelinnen ihre tiefe Trauer zu begreifen fähig waren. Um daher diese Damen mit ihrer wehmüthigen Stimmung so wenig wie möglich zu belästigen, hielt sie sich die meiste Zeit über in ihren Gemächern auf, nur die Mittagsstunde und die Abende, an welchen die Gräfinnen keine Besuche empfingen, brachte sie im Kreise der Familie zu. Selbst der Einladung, eine Spazierfahrt nach den eliseischen Feldern, oder dem Boulognerwäldchen mitzumachen, folgte sie nur selten, Soireen oder das Theater zu besuchen, verweigerte sie aber entschieden, indem sie ihre Trauer vorschützte. So verging der Sommer, so das Spätjahr und der Winter nahte heran mit seinem bewegten, geräuschvollen Leben, mit seinem Füllhorn allerlei Vergnügungen und Thorheiten, mit seinem Carneval, dessen Zauberruthe Paris in ein großes Tollhaus, die Pariser in Tollhäusler verwandelt, die während seiner Dauer alles vergessen, selbst das Elend, das schwervergeßliche, um nur den Freuden, den Genüssen aller Art, unbekümmert um die Zukunft, Tag und Nacht nachzujagen. Und diese Zeit ist zugleich der Glanzpunkt der Saison in Frankreichs Hauptstadt; alle Salons sind da eröffnet, auch die der Gräfin X. waren es, und Jenny fand schicklicherweise keinen Vorwand mehr, sich von den Soireen ihrer Tante entfernt zu halten. Bei ihrem Eintreten in den Cirkel der vornehmen Welt, wurde sie von den meisten der

Anwesenden lorgnettirt; von den Männern in der Hoffnung, Schönheiten an ihr zu entdecken, von den Damen mit der Absicht, manches Tadelhafte an ihr zu erspähen. Die Männer fanden beim ersten Anblick ihr Gesicht interessant, ihre Körperformen niedlich, ihre Haltung graziös und ihre Toilette geschmackvoll; die Damen ihre Züge nichtssagend, ihre Gestalt unansehlich, ihre Haltung nicht vornehm genug, ihre Toilette auffallend einfach; doch sie alle, sowohl Herren als Damen, waren in gleichem Grade neugierig zu erfahren, wer diese junge Person sey, die sie an der Seite der alten Gräfin zum erstenmal erblickten. Als sie nun vernahmen, sie sey eine arme Waise, weitschichtig verwandt mit der X'schen Familie, fanden die heirathslustigen Cavaliere sie nicht mehr so reizend wie zuvor, die Damen sie weit interessanter als vorher; und die meisten Herren wandten ihre Augen von ihr ab, um sie auf neue Gegenstände hinzuwerfen, wodurch sie zu ihrer größten Beruhigung den ganzen Abend hindurch fast gänzlich unbetrachtet blieb. Nur ein einziger junger Engländer schenkte ihr mehr Aufmerksamkeit; er suchte in ihre Nähe zu gelangen, ihr von ihrer Tante vorgestellt zu werden, und unterhielt sich dann den ganzen Abend hindurch größtentheils nur mit ihr; sie glaubte seine Artigkeit bloß dem guten Tone zuschreiben zu müssen, er aber empfand in ihrer Gesellschaft so viel Vergnügen, daß er von dieser Zeit an keine Soiree verfehlte, wo er hoffte sie anzutreffen, um mit ihr sich unterhalten zu dürfen.

Jenny müßte kein Mädchen gewesen seyn, hätte

die Aufmerksamkeit, die ihr der junge Engländer schenkte, nicht auch die ihrige gegen ihn erweckt, daher sah sie, in dem Salon ihrer Tante, denselben nicht ungern an ihrer Seite sitzen, indem er nebst einer äußerst einnehmenden Gestalt und seinem Benehmen, auch eine in hohem Grade anziehende Unterhaltungsgabe besaß, die von den gewöhnlichen Gesprächen in solchen Cirkeln vortheilhaft abwich. Denn er hielt sich mehr an ernstere Gegenstände, über welche er mit einer so hinreißenden Begeisterung zu sprechen verstand, daß der Zuhörer in ihm eine edle Seele zu vermuthen nicht umhin konnte. Zudem war er ebenfalls elternlos; als nachgeborner Sohn eines englischen Lords, von seinem älteren, unnatürlichen Bruder, wie er vorgab, mit schonungsloser Härte behandelt und fast verstoßen, stand er also wie sie, verlassen und einsam in der Welt da. Nichts erregte aber in dem zartfühlenden Busen des Weibes eine innigere Theilnahme, als ein gleiches Schmerzgefühl, ein gleiches Leiden, und eine solche Sympathie steigert sich allmählig bis zur Liebe, die auch nun in Jenny's jungfräulichen Busen zwar langsam und von ihr fast unbemerkt, eindrang, die aber von der holden Scham bewacht, wie ein heiliges Feuer, nur im Stillen ihr keusches Herz beglücken sollte. Doch andere leidenschaftlichere Gefühle tobten in der Brust des Engländers; er war eine jener excentrischen Naturen, bei denen Liebe und Haß im schnellsten Wechsel sich finden und jedes neue Gefühl zur herrschenden Leidenschaft sich steigert. Der erste Eindruck, den Jenny auf ihn gemacht hatte, erregte aber bei ihm nicht

das edle Gefühl einer wahrhaft reinen Liebe, sondern nur jene sinnliche Begierde, die in ihrer höchsten Verblendung als Sinnenrausch nur um so stürmischer wird. Doch hütete er sich, sein heftiges Verlangen ihr zu merkbar zu machen, indem er nicht ohne Grund besorgte, dadurch ihr tugendhaftes Herz zu beleidigen und es für immer von sich abzuwenden. Nur diese Besorgniß bestimmte ihn, seine sinnliche Begierde vor ihr zu verbergen, und fortwährend auf das Ehrfurchtsvollste ihr seine Huldigungen darzubringen, damit ein derartiges Benehmen ihm am sichersten den Weg zu ihrem argwohnlosen Herzen bahne. Es blieb daher ihr gegenseitiges Verhältniß so unschuldiger Art, und bewegte sich so streng in den Schranken des Anstandes und der Sittlichkeit, daß es selbst der pariser Salonswelt, diesen ehrabschneidenden Klatschversammlungen, zu keinerlei Bemerkungen Veranlassung gab.

Unterdessen rückte der Glanzpunkt des Salonlebens heran, und ein reicher Wüstling, der direkte aus Amerika kam und durch die tollste Verschwendung Aufsehen erregte, wurde für den Augenblick der Held, der Löwe des Tages. Frau Fama berichtete von ihm, daß er Goldstücke zum Fenster hinaus werfe, mit fünfzig Franken Banknoten, auf dem Boulevard Italien, seine Cigarren anzünde, eine ganze Menagerie der schönsten Race Hunde, und einen ganzen Stall voll ächter Vollblutspferde mitgebracht habe. Ferner erzählte sie, daß er täglich zwölf Paar neue Handschuhe brauche, sechsmal des Tages reine Wäsche anziehe, für die ganze Saison sechs Logen in der

italienischen Oper für sich allein gemiethet habe, und jeden Abend in einer derselben erschien, wobei ein Mohr ihm einen großen Korb voll der schönsten und kostbarsten Blumenbouquets nachträgt, die er den Damen nach allen Richtungen hin zuwirft und dann sich wieder entfernt, ohne der aufgeführten Oper nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Solche und ähnliche Narrenstreiche, die der pariser Modewelt so sehr gefallen, wurden viele von ihm erzählt. Es war daher natürlich, daß alle diejenigen Damen, deren Salons in Paris als tonangebend galten, stolz darauf waren, wenn sie ihren Einladungskarten am Rande mit kleiner Schrift beifügen konnten: Sir N. N. — der Name dieses Löwen — wird zugegen seyn. Dieses Glück wurde ebenfalls der Gräfin X. zu Theil, und noch nie hatten sich so viele schöne und elegante Damen, die überallhin einen Schwarm geputzter Müssiggänger stets nach sich ziehen, in ihren Sälen eingefunden, wie an jenem Abend. Erst spät erschien der Held des Tages, den zu bewundern oder sich von ihm bewundern zu lassen, die meisten anwesenden Damen herbeigeeilt waren. Wie zu erwarten, erregte sein Eintritt eine allgemeine Bewegung in der Versammlung, die nur er allein nicht zu beachten schien, indem er nach der schuldigen Respektsbezeigung gegen die Hausfrau, an Jenny mit den Worten sich wand: Wie, Miß Jenny, Sie hier? und dann nur mit ihr oder ihrer Tante, der alten Gräfin X., sich unterhielt, und bald den Saal verließ, ohne an eine andere Dame nur ein Wort gerichtet zu haben.

Wie viele schöne Hoffnungen mag sein auffallendes Benehmen bei der Damenwelt nicht vereitelt, wie viele stolze Herzen nicht beleidigt, und gegen Jenny die unverschuldete Veranlassung der vereitelten Hoffnungen, die größte Bitterkeit erregt haben. Doch es war der Gesellschaft an diesem Abend noch eine andere Ueberraschung vorbehalten, wodurch die aufgeregte Empfindlichkeit, besonders bei den noch unvermählten Damen, sich noch steigern mußte. Denn es verbreitete sich im Saale allgemein das Gerücht, Miß Jenny sey die reichste Erbin in ganz Europa; ihr Pflegvater, Master Clary, habe ein Vermögen hinterlassen, welches zum Ankauf eines Fürstenthums hinreichen würde, wobei man von vielen Millionen Renten sprach. Diese Neuigkeit wirkte niederschlagend wie der Donner auf die anwesenden heirathslustigen Herren und Damen, auf die ersteren, weil sie sich bittere Vorwürfe darüber machten, bis jetzt Miß Jenny, die reichste Erbin von Europa, fast gänzlich unbeachtet gelassen zu haben, auf die letzteren, weil sie befürchteten, Jenny's große Erbschaft könnte ihnen leicht ihre Anbeter entziehen. Es entstand im Saale ein wahrer Aufstand, die Damen verbissen ihren Unmuth so gut sie konnten, und die Herren nahmen sich vor, ihre Unachtsamkeit durch eine verdoppelte Aufmerksamkeit bei Jenny wieder möglichst gut zu machen. Nun drängten sich alle in die Nähe der Gräfin X. Die Herren, in der Hoffnung, die Nachricht von der reichen Erbschaft von ihr bestätiget zu hören; die Damen, mit dem geheimen Wunsche, von ihr zu vernehmen, die Sache sey

noch ungewiß oder wenigstens arg übertrieben. Sie erfuhren nun von der Gräfin, daß der amerikanische Löwe sie versichert habe, Jenny's Pflegevater, mit dem er genau bekannt und sogar in Geschäftsverbindungen mit ihm gewesen wäre, müsse wenigstens fünfzig Millionen hinterlassen haben, die natürlich im Testamente seiner, von ihm so sehr geliebten Adoptivtochter zugesichert sind, da er nie verheirathet gewesen, folglich keine eheliche Kinder oder sonstige direkte Erben hinterließ. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Neuigkeit von Jenny's reicher Erbschaft in allen Boudoirs der Vorstadt St. Germain, wie der Chaussee d'Antin, wovon die erstere als das Hauptquartier der Geburts-, die letztere als jenes der Geldaristokratie betrachtet werden kann. So hielten denn schon den folgenden Tag zahlreiche Equipagen vor dem Hotel der Gräfin X., um für Miß Jenny Visitenkarten abzugeben, die sich diesen großen Andrang gar nicht zu erklären wußte, und erst von ihrer Tante die wahre Ursache, nämlich das Gerücht ihrer ungeheueren Erbschaft, erfuhr. Obgleich nun die alte Dame sie dabei mit Vorwürfen über ihren Mangel an Zutrauen überhäufte, betheuerte aber Jenny derselben, daß sie mit den Vermögensverhältnissen ihres Pflegevaters gänzlich unbekannt geblieben, und es weder wünsche noch hoffe, seine einzige Erbin zu seyn. Durch diese Erklärung besänftigt, gab nun die Tante ihr den mütterlichen Rath, im Fall sich, während der Zwischenzeit der Testamentseröffnung, eine anständige Partie für sie fände, dieselbe ja nicht abzulehnen, indem alte Hagestolze gar oft die sonderbarsten Launen

hegten, und man daher nicht wissen könne, welche Bestimmungen ihr Pflegevater in seinem Testamente getroffen habe. Sey darum nicht zu spröde gegen deine Bewerber, die dich jetzt Dutzendweise umschwärmen werden; ein allerdings kluger Rath, den zu befolgen Jenny aber nicht im Sinne hatte, indem ihr Herz zu rein und zu edelmüthig war, um sich ohne Neigung, bloß wegen einer glänzenden Stellung mit einem Manne zu verehelichen. Betrübt zog sie sich nun in ihre Zimmer zurück, betrachtete die vielen Visitenkarten und erinnerte sich dabei der Worte ihres Pflegevaters: „Des Geldes wegen erniedrigen sich die Menschen.“ In ihrem Unmuth sagte sie vor sich hin: Von allen den Personen, deren Namen ich hier auf diesen Karten lese, hat mich vorher keine Einzige einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt; viele mir völlig unbekannte Namen bemerke ich sogar darunter; Fürsten, Grafen, Bankiers, Deputirte, Pairs, liegen hier bunt beisammen, und alle diese Würdenträger, diese Repräsentanten der Geburts- oder Geldaristokratie machen meinen vermeintlichen Schätzen den Hof. Schon wollte sie den Haufen der Visitenkarten unwillig von sich schieben, besann sich jedoch wieder anders, und fuhr fort, eine nach der andern genau zu betrachten, weil sie zu wissen wünschte, ob der junge Engländer ihr ebenfalls die seinige zugeschickt habe; doch fand sie seinen Namen nicht darunter, und es that ihrem Herzen wohl, ihn dabei nicht zu finden.

Ganz Paris war voll von der reichsten Erbin in Europa. Viele derjenigen, die sie ehedem kaum

intereſſant fanden, prieſen ſie jetzt als eine vollkommene Schönheit, andere wieder, die mit ihr kaum paar Worte geſprochen, verſicherten, ſie ſey die geiſtreichſte Dame, die ſie je gekannt. So wurde ſie nun von einem Strom Einladungskarten überſchüttet; die Vorſtadt St. Germain ſandte ihr dieſelben unter der Adreſſe an Madem. v. X., die Chauſſee d'Antin unter der an Madem. Jenny Clary zu, indem eine jede dieſer zwei privilegirten Kaſten ſich's zur Ehre anrechneten, ſie als der Ihrigen angehörend, betrachten zu dürfen, indem ſie von Geburt eine Gräfin, aber auch zugleich die Adoptivtochter eines ſteinreichen Bankiers war. Noch nie wurden die Salons ihrer Tante von Adelichen ſo überfüllt als zu dieſer Zeit, weil jeder ſich mit der Hoffnung ſchmeichelte, dort Gelegenheit zu finden, ſie zu ſehen und ihr den Hof machen zu dürfen. Die Modehändlerinnen tauften ihre Fabrikaten nach ihr; man kaufte bei ihnen Damenhüte, Ueberwürfe, Mieder u. dgl. Kleidungsſtücke à la Miß Jenny, bei den vornehmen Reſtaurants konnte man ſogar Cotellets und Crems à la Miß Jenny eſſen; Dichter beſangen ihre Körper- und Geiſtesſchönheiten, ihr Portrait oder ihre Büſte war in allen Kunſthandlungen zu ſehen, und Heirathsanträge, wie Liebeserklärungen aller Art, regneten zu ihren Füßen.

Von allen ihren früheren Bekannten war der junge Engländer der einzige, der ſeit ihrem ſcheinbaren Glückswechſel ſich eher beſcheiden von ihr zurück zu ziehen, als ſich ihr mehr zu nähern ſchien, und dieſe Beſcheidenheit gewann ihm ihre Neigung.

Eines Abends, als sie im Salon ihrer Tante von ihren zahlreichen Anbetern ersucht wurde, etwas zu singen, wählte sie eine englische Nationalarie aus, und winkte dem jungen Engländer, der entfernt von ihr stand, herbei, ihn ersuchend, sie mit seiner Stimme zu begleiten, da er für einen der besten Sänger galt und sie diese Arie mit ihm schon oft gesungen hatte. Sie setzte sich an's Piano, der Gesang begann, und die Gesellschaft beobachtete eine ehrfurchtsvolle Stille. Plötzlich entfiel die Notenrolle den zitternden Händen des Engländers; ein heißer Thränenstrom entrollte seinen Augen und er stürzte mit der Entschuldigung, das nationale Lied habe ihn zu tief erschüttert, aus dem Saal. Man glaubte ihm oder stellte sich wenigstens ihm zu glauben; aber Jenny in ihrem einsamen Gemache angelangt, legte die Hand an ihr Herz und lispelte leise, ja er liebt mich, wahrhaft und edel.

Es nahte immer mehr der, von vielen so neugierig erwartete Tag der Testamentseröffnung. Alle, die Jenny in der Nähe oder Ferne umgaben, harrten seiner mit einer unbeschreiblichen Spannung; nur sie allein verrieth nicht die geringste Ungeduld. Endlich erschien derselbe und man erfuhr, daß Master Clary seiner Adoptivtochter Jenny eine lebenslängliche Rente von fünfzigtausend Franken zugesichert habe, so lange sie ledig bleibt oder im Fall sie Wittwe werden sollte, im verheiratheten Stand aber nur zehntausend anstatt fünfzigtausend beziehen sollte. Dieser Testamentsbestimmung waren die Worte des Testators von seiner eigenen Hand beigefügt, daß er

diese Vorkehrung deßhalb getroffen, damit seine geliebte Jenny nicht das Opfer eines geldsüchtigen Bewerbers werde. Den übrigen und weit bedeutenderen Theil seines Vermögens hatte er wohlthätigen Anstalten und ganz armen Familien vermacht.

Wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel fuhr diese Nachricht unter die Anbeter Jenny's. Wie zehntausend Franken, wo wir auf paar Millionen gerechnet? Schändlich, schändlich, wie konnten wir uns auch so blenden lassen, so blamiren. Ein Glück, daß das dumme Mädchen unser blindes Vertrauen auf ihre viele Millionen nicht zu benützen verstand; jetzt mit ihr verheirathet, wären wir schön angeführt gewesen; aber dieß soll uns als Warnung für die Zukunft dienen, so dachten sie und beeilten sich auf's Land oder in die Bäder zu verreisen, um die lächerliche Rolle, die sie eine Zeitlang als die Bewerber Jenny's gespielt, in Vergessenheit zu bringen. Wirklich sprach man auch nach Verlauf von einigen Monaten in Paris wenig mehr von der vorgeblichen reichen Erbin, die während der Saison fast vergöttert wurde. Von allen ihren Anbetern, die ehehin auf jede Weise sie zu verherrlichen bestrebt gewesen, blieb ihr nichts übrig als die traurige Ueberzeugung, daß ihr Pflegevater mit dem größten Recht das Geld als den Abgott des Zeitalters bezeichnet habe. Selbst die Familie der Gräfin X. wurde, in Folge der Testamentsbestimmungen, gegen Jenny mißgestimmt, indem diese Damen, nicht ohne allen Grund, befürchteten, ihren Salon, wo so mancher frühere Bewerber um Jenny's Hand sich lächerlich gemacht hatte, in

Mißcredit gebracht zu sehen. Aus gekränkter Eitelkeit vergaßen sie gänzlich die Bande der Verwandtschaft, welche sie an Jenny knüpfte, und statt sich ihrer, von allen Seiten verlassenen Anverwandtin noch theilnahmungsvoller anzunehmen, überhäuften sie dieselbe mit unverdienten Vorwürfen, und machten ihr den längeren Aufenthalt in ihrer Mitte unerträglich. Jenny's Herz blutete zwar bei den Gedanken, selbst von ihrer Tante auf eine höfliche Weise verstoßen zu werden; allein sie war schonend genug, der gräflichen Familie ihren gerechten Unwillen darüber gar nicht merken zu lassen und zog sich, ihre Neigung für ein ruhiges Leben vorschützend, in Begleitung einer betagten würdigen Frau, die ihr zugleich als Gesellschafterin und Ehrendame diente, auf das, im Testamente zu ihrer Verfügung gestellte Landhaus bei St. Cloud zurück. Der junge Engländer, der sich ihr wieder genähert hatte, seitdem sie von ihren anderen Verehrern verlassen worden, besuchte sie oft auf ihrem Landsitz und sie nahm keinen Anstand, ihm in Gegenwart ihrer Gesellschafterin zu empfangen, indem sein Benehmen eben so ehrenhaft wie schonungsvoll ihr erschien. Denn sie hielt seine frühere Zurückgezogenheit von ihr, der reichen allgemein gefeierten Erbin, für Bescheidenheit, sein Benehmen beim Gesang am Piano für Zartgefühl, sein jetziges Wiedererscheinen bei ihr, der Verlassenen, für wahre Liebestreue, und glaubte schon in ihm den Edlen zu erkennen, dem sie nach dem Wunsche ihres Pflegevaters ihre Hand und Herz schenken könne. — Doch wie sehr betrog sie sich an jenem abgefeimten

Wüstling, der unter dem Schein guter Absichten die allerschlechtesten verbarg. Denn er gehörte zu jenen gefährlichen Verführern, die durch ein gefälliges Aeußere, ein Zutrauen erweckendes Benehmen und eine geheuchelte Bescheidenheit ihre unschuldigen Opfer zu berücken und sorglos zu machen suchen, um desto sicherer bei der ersten günstigen Gelegenheit sie zu hintergehen, und unbekümmert um die Folgen ihres Verbrechens, ihre jungfräuliche Unschuld zu rauben. Doch bei Jenny sollte ihm dieß trotz seiner Gewandtheit und Verstellungskunst nicht gelingen; vergebens wandte er all' seine Künste an, vergebens betheuerte er ihr seine aufrichtigen und ehrenhaftesten Absichten; allein er konnte von ihr weiter nichts erlangen als das Geständniß ihrer Gegenneigung und die Hoffnung, ihm vielleicht in der Folge ihre Hand zu reichen. Durch den Widerstand, den ihre Tugend seiner wilden Leidenschaft entgegen setzte, noch immer mehr gereizt, nahm er sich vor, das Außerste zu wagen und so geschah es, daß er eines Abends unerwartet, als sie allein auf ihrem Zimmer sich befand, zu ihren Füßen stürzte, und sie um ihr Mitleid anflehte, indem er vorgab, ohne ihren Besitz keinen Tag mehr länger leben zu wollen, und daher fest entschlossen sey, sich vor ihren Augen eine Kugel vor den Kopf zu schießen, wenn sie ferner so grausam seyn sollte, ihn nicht zu erhören. Bestürzt und erschrocken erhob sich Jenny, um ihr Kammermädchen herbei zu rufen, aber er hielt sie mit Gewalt auf ihrem Sitz zurück. Schon frohlockte er in seinem Innern, schon dachte er seine List sey ihm gelungen, schon glaubte er sich in ihrem Be-

sitz; doch der Betrüger hatte sich nur selbst betrogen; denn Jenny entriß in ihrer Verzweiflung ihm die Pistole, die er mitgebracht, um sie damit zu schrecken, setzte die Mündung derselben auf ihre eigene Brust, und drohte, loszudrücken wenn er sich nicht augenblicklich entferne. Da vergaß er plötzlich seine einstudirte Rolle, ein spöttisches Lächeln verzog seinen Mund und er sagte: „immer zu, sie ist ja nicht geladen.“ Bei diesen Worten warf Jenny die Pistole verachtungsvoll ihm zu Füßen, ein heftiges Zittern erfaßte all' ihre Glieder; es war aber nicht mehr das furchtsame Zittern der geängstigten Unschuld, es war das Zittern der Entrüstung und jungfräulichen Ermannung. Denn er, den sie ihrer Liebe, ihrer Hochachtung bisher würdig hielt, stand nun entlarvt vor ihr als ein heuchlerischer Wüstling; mit Abscheu wandte sie sich von ihm, kehrte ihm stolz den Rücken und verschwand in ein Nebengemach, ohne daß er es wagte, sie zurück zu halten oder ihr zu folgen.

In ihrem Schlafzimmer angelangt, dankte sie inbrünstig Gott für die noch rechtzeitige Entlarvung des Bösewichts, und für ihre Bewahrung vor einer unglücklichen Ehe; doch ihr Herz war für immer gebrochen, ihre erste Liebe blieb auch ihre letzte.

Da sie seit dem Tode ihres Pflegevaters immer mit dem guten Pater Thomas in schriftlichem Verkehr geblieben war, schrieb sie demselben den ganzen Vorfall, und bemerkte ihm dabei, sie betrachte jenen als eine Mahnung des Herrn, daß sie ihre Liebe keinem Manne, sondern im Geiste des Christenthums der leidenden Menschheit zuwenden solle, weßhalb sie

auch entschlossen sey, in den Orden der barmherzigen Schwestern einzutreten. Obgleich nun der gute Pater Thomas im Geiste seiner eigenen Menschenliebe jenen Entschluß nicht mißbilligen konnte, dachte er doch an die Jugend und das frühere häusliche Leben Jenny's, und ermahnte sie daher sehr dringend, ihren Vorsatz wohl zu bedenken, und sich zuerst recht zu prüfen, ob sie auch mit Beharrlichkeit den schweren Pflichten jenes Standes nachkommen könnte. Jenen wohlmeinenden Rath nun befolgend, begann Jenny sogleich eine neue Lebensweise, indem sie ihrem bisherigen weiblichen Putz gänzlich entsagte, sich ganz bürgerlich kleidete, und allenthalben die Hütten der Armen, Bedrängten und Kranken aufsuchte, denen sie Trost und Hilfe in Geld, Arzeneien und Lebensmitteln brachte. — Zwar fühlte die zarte Jungfrau anfänglich bei dem Anblick so vielfachen Elendes noch große Anregungen des Abscheus und des Ekels; doch beharrlich in ihrem Vorsatz, ging sie auch täglich in eine einsame Kapelle vor der Stadt, und bat dort die himmlische Jungfrau, ihr die nöthige Stärke zur Ueberwindung des Ekels zu verleihen. Da sie nun eines Tages wieder dort knieete, sich allein glaubte, und daher laut die Mutter des Herrn um Erhörung ihrer Bitte anrief, trat mit einmal eine ehrwürdige Matrone, die solches gehört hatte, in das Kirchlein ein, ging auf sie zu, und sagte zu ihr: „mache es wie der heilige Franz Xaver, und überwinde dich herzhaft. Denn auch die Natur dieses frommen Mannes entsetzte sich einst beim Anblick eines Unheilbaren; er aber ermannte sich, stellte sich in der Person des Kran-

ken den Heiland vor, und küßte dessen Wunde. Von diesem Augenblick an war er frei von allem Ekel an menschlichem Elend jeder Art." Und Jenny befolgte den Rath, überwand auch einmal ihren Ekel, indem sie die scheußliche Wunde einer Frau berührte und verband, worauf sie ebenfalls sich von dem Uebel befreit fühlte. So glaubte sie sich jetzt stark genug zur Erfüllung der Pflichten einer barmherzigen Schwester, meldete dieses dem guten Pater Thomas, und trat in den Orden ein, dessen Oberin sie wegen ihrer Kenntniß mehrerer Sprachen gleich nach Afrika sandte. Dort angelangt, pflegt nun noch gegenwärtig diese reiche Erbin, und geborne Gräfin gleich einem tröstenden Engel mit himmlischer Geduld und Sanftmuth die armen Kranken in den Spitälern Afrika's, und mit Recht sagte vor wenigen Jahren der dortige Bischof, zwanzig solcher barmherziger Schwestern würden zur Beruhigung und Civilisirung des Landes sicher bessere Dienste leisten, als zwanzigtausend der besten Soldaten.

Dr. Blaha.

Nachschrift.

Die in dieser kleinen Erzählung geschilderten Charaktere gehören keinen idealischen Personen an; sie sind der Wirklichkeit entnommen, getreu nach dem Leben gezeichnet, haben gelebt und leben theils noch in unseren Tagen. Der Verfasser war so glücklich sie alle persönlich kennen gelernt zu haben und wenn er es nicht wagte, sie mit ihrem wahren Namen zu bezeichnen, geschieht es bloß aus Rücksichten des Zart-

gefühls, deren Gewicht jeder Billigdenkende gewiß anerkennen wird. Wem es übrigens besonders daran gelegen seyn sollte, deren wahre Namen zu kennen, der kann sehr leicht erfahren, wie der würdige Priester sich nannte, welcher am toskanischen Hof zu Florenz im Jahre 1821 Beichtvater des Großherzogs gewesen, oder wer der reichste Bankier in New-York im Jahre 1805 war; auch würde es nicht schwer halten, den wahren Namen Jenny's unter den barmherzigen Schwestern, die sich in Afrika dermalen befinden, zu ermitteln.

Indem nun in unserem Jahrhundert so wenig an wahrhaft christliche Tugenden geglaubt, und die Lebensbeschreibung wirklich tugendhafter Menschen gemeinhin in das Gebiet romantischer Erdichtung verwiesen wird, so dürfte denn obige Erzählung einen um so größeren Werth haben, da sie, aus der Wirklichkeit entnommen, jedem Menschen zeigt, zu welcher Stufe eines wahren christlichen Lebenswandels er sich erheben kann, wenn er durch einen ernstlichen Willen sich selbst die Gnade des Herrn dazu erwirbt. —

Der Verfasser.

Der Meeresstrom *).

Zu London lebte nach dem Tode ihres Mannes, mitten in dem Geräusche der ungeheuren Stadt, gar eingezogen und still — als eine rechte Wittwe — eine Mutter von zwei Söhnen, davon der eine, ein lieber, wackerer Jüngling, der Mutter schon sehr zur Stütze diente, der jüngere aber noch Knabe war. Der Vater hatte seinen Kindern und seiner Wittwe ein kleines Vermögen hinterlassen, welches eben zur höchsten Nothdurft für den Unterhalt und auch für die Erziehung der Kinder ausreichen konnte; die Mutter vertraute auf Gott und fand das Glück ihres Lebens in ihren beiden Söhnen, davon der ältere, der sich den Studien widmete, wie ich schon vorhin sagte, die besten Hoffnungen gab. Aber eben dieser treffliche Sohn ward krank, mußte ziemlich lange leiden, und starb endlich; die Mutter war um diese Zeit durch die Anstrengung an dem Krankenbette und durch den Kummer über den Tod des Sohnes so angegriffen, daß sie auch zu Bette liegen mußte. Indeß das feste Vertrauen zu Gott und die Liebe zu dem jüngern Sohne James, welcher jetzt der nöthigen Aufsicht

*) Aus den Erzählungen von Dr. G. H. v. Schubert.

und Mutterpflege entbehrte, gab ihr Kraft, sich vom Lager zu erheben, und Gott stärkte die Arme, sie genas wieder. Ihre ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt war nun auf die Erziehung des kleinen, einzigen Sohnes gerichtet. Sie betete oft mit diesem, und fast ohne Aufhören für ihn, ließ es an allen guten, mütterlichen Ermahnungen nicht fehlen; aber an dieser jungen Seele schien all dieses Gute gar nicht recht haften zu wollen; James war und blieb leichtsinnig und leichtfertig, die guten Eindrücke, wenn auch einmal einer da zu seyn schien, waren gleich wieder verwischt. Indeß wäre dennoch die Muttertreue noch Siegerin über den Leichtsinn des Knaben geworden, hätte sich James nicht dem Laster des Ungehorsams ergeben, welches die jungen Seelen, die sich ihm überlassen, unvermeidlich von einer Stufe des Verderbens zur andern, immer tiefer hinabstürzt. Jeder mit Bewußtseyn oder Vorsatz verübte Ungehorsam gegen Gott oder gegen die Eltern und Lehrer, die nach Gottes Willen die Kinder zur guten Zucht führen sollen, gibt dem Hange zum Bösen, der im Menschenherzen liegt, ein solches Uebergewicht, daß er zuletzt gar nicht mehr besiegbar ist. Namentlich wird durch jeden Seufzer, den ein unfolgsames Kind seinen frommen Eltern oder Lehrern erpreßt, die Eisrinde, die sich um das eigenwillige Herz erzeugt, mehr vergrößert und verhärtet — ein solches junges Herz geht einem schweren Gericht der Verstockung entgegen. Auch der bedauernswürdige James verstärkte sich durch jeden neuen Ungehorsam, womit er seine fromme Mutter seufzen machte, immer mehr im Bösen. Bald war

er das störrigste, ungehorsamste Kind in seiner ganzen Nachbarschaft, und wegen seiner bösen Streiche so verrufen, daß alle besseren und aufmerksamen Eltern ihren Kindern den Umgang mit dem „bösen James" verboten. Die Mutter verdoppelte ihre Ermahnungen, ihre Sorgfalt; sie weinte oft die bittersten Thränen des Kummers über das unglückliche Kind, aber, leider! statt Besserung zu bemerken, mußte sie sich täglich mehr über die Zeichen einer zunehmenden Verwilderung seines Herzens betrüben. James reifte dem Alter nach jetzt zum Jünglinge heran; zum Studium bezeugte er keine Neigung; er wollte die Handlung erlernen und wurde deßhalb zu einem weitläufigen Verwandten seines Vaters, welcher Kaufmann war, in die Lehre gethan. Aber kaum war er so der beständigen Aufsicht seiner treuen Mutter noch weiter entrückt, da brach seine innere Bosheit vollends in hellen Flammen aus. Er gesellte sich zu den leichtsinnigsten, ja zu den ruchlosesten Leuten seines Alters und seines Standes; von einem Laster sank er in das andere, zuletzt ließ er sich zu Dieberei und Betrug verleiten; da ergriff ihn die Hand der öffentlichen Gerechtigkeit, oder vielmehr der Gerechtigkeit Gottes: James kam ins Gefängniß, und es ward über ihn, als über einen des Galgens würdigen Verbrecher, das Urtheil gesprochen, welches wegen verschiedener Umstände, die seine That begleitet hatten, dahin gemildert wurde, daß er in eine der Verbrecher-Colonieen eines fernen Welttheils abgeführt werden sollte.

Die arme Mutter, vor der sich James schon seit

längerer Zeit nur dann hatte sehen lassen, wenn er Geld von ihr haben wollte, erfuhr den schweren Fall und die Verurtheilung ihres Sohnes; sie war vor Schmerz und Schrecken wie gelähmt. Noch einmal darf sie den Unglücklichen vor seiner Einschiffung sehen und länger sprechen. Sie schleicht hin zum Gefängniß, geführt von einer alten, ihr befreundeten Hausgenossin. Da sitzt James, im Gewand des Verbrechers, und starrt vor sich hin, nicht wie Einer, der Reue empfindet, sondern wie ein von Schlaf und Trunkenheit Betäubter. Er sieht die Mutter ohne sonderliche Bewegung an; dieser aber bricht ihr Herz, sie setzt sich am Boden des Gefängnisses nieder und läßt zuerst den Thränen freien Lauf. Endlich sammelt sie sich, steht auf, und tritt vor den jungen Verbrecher hin. „Ich komme heute, sagte sie, wo ich dich wahrscheinlich zum letztenmal in diesem Leben sehe, nicht mehr allein als deine Mutter zu dir, James, ich komme als eine künftige Zeugin und Verklägerin vor Gericht vor dir. Ich habe dich nicht bloß mit Schmerzen geboren, sondern als ein theures Vermächtniß meines seligen Mannes unter tausend Sorgen, unter Thränen der Liebe und des Kummers erzogen. Wie manche Nacht habe ich gewacht, nicht allein um zu arbeiten, damit du, James, Alles hättest, was du bedürftest, sondern um für dich zu beten. Ich bezeuge heute in Gottes Gegenwart und vor deinen Ohren, daß ich von deiner Kindheit an mit meinem Wissen keine Gelegenheit versäumt habe, dein Herz zu der Furcht und zur Liebe des Herrn zu erwecken und zu erziehen; ich habe es an Zucht,

an Strafe, an ausdauernder, Alles duldender Mutterliebe nicht fehlen lassen; seit mehreren Jahren war meine gewöhnliche Speise ein trockenes Brod, das meine Thränen um dich benetzten; mein Gewand, hier dieses arme Wittwengewand, nur damit ich so viel erübrigen könnte, als du in deinem neuen Stande und zu deiner anständigen Kleidung brauchtest, statt deren man dir jetzt das Gewand der Verbrecher angezogen hat. Siehe, ich bin nur gekommen, um dir das letzte Erbtheil deines seligen Vaters, das liebste Gut und Kleinod zu bringen, das deine arme Mutter auf Erden hatte: hier dieses heilige Bibelbuch, das seit vielen Jahren meine einzige Stütze, mein einziger Trost, meine ganze Freude war. Nimm es hin und gebrauche es recht, denn darin allein liegt für dich noch die Kraft, wieder aufzustehen aus deinem tiefen Elend, und dich zu retten vom ewigen Tode. Wenn wir uns dereinst wieder sehen vor Gottes Gericht, dann will ich dir noch einmal alles Das bezeugen, was ich dir heute bezeugt habe; zugleich aber will ich dich dann vor dem Richter fragen, wie du dieses Erbtheil deines Vaters, dieses einzige Kleinod und Gut deiner Mutter geehrt und angewendet hast."

James scheint erschüttert; eine flüchtige Röthe — der Scham oder der Reue — steigt in seinem Gesichte auf; es ist als wollte sich in dem starren, verwilderten Auge eine Thräne erzeugen. Er faßt die Mutter bei der Hand, schüttelt sie ihr und sagt: „Mutter, seyd ruhig; gebt euch zufrieden; ich will mich bessern." — Die Mutter, nachdem sie ihm außer ihrer lieben Bibel auch noch etwas Geld, so viel sie

eben aus dem Verkauf ihrer nöthigsten Sachen, selbst ihres Bettes, gelöst, in die Hand gelegt hatte, umfaßt noch einmal sein Haupt und weint die bittersten Thränen über den verlornen Sohn, spricht mit halbgebrochener Stimme Worte des innigsten Gebetes um Rettung seiner Seele über ihn aus. Ein Unteroffizier, welcher während des Gespräches des Sohnes und der Mutter hereingetreten war, und der tiefer davon bewegt schien als der Sohn selbst, deutete jetzt sanft an, daß es Zeit zur Trennung sey; die Mutter schwankt hinaus.

James blieb einige Stunden lang nachdenkend; auch auf dem Schiffe, das jetzt ihn und mehrere andere Verbrecher die Themse hinab zum Meere bringt, hält er sich still und in sich gekehrt. Da bietet ihm einer der Mitgefährten seiner bisherigen Laster, und nun auch seines Elendes, Branntwein zu trinken an. James weigert sich anfangs; aber die alte, böse Gewöhnung an dieses berauschende Gift, und die elende Scheu vor dem Spott seiner Kameraden bewegt ihn bald: er trinkt und trinkt wieder, und zugleich entzündet sich in ihm die ganze Glut der Hölle, welche die Thränen seiner Mutter nur auf wenige Stunden abgekühlt hatten. Er läßt sich jetzt selber für das Geld, das die arme Mutter ihm gab, Branntwein bringen, und bald fließt wenigstens sein Mund, wenn auch die That selber ihm versagt ist, wieder von allen den Ruchlosigkeiten über, mit denen er bisher sein Leben befleckt hatte.

Das Schiff muß noch einige Tage an der Meeresküste, im Hafen, liegen bleiben, ehe der günstige

Wind sich erhebt; James ist wieder ganz und gar der Alte, ja noch viel schlimmer als vorher. Daß er dieses wirklich sey, bewies er jetzt durch eine Handlung, die ich in der That nicht ohne tiefen Schauder erzählen kann. Er verkaufte nämlich den letzten Tag vor der Abfahrt des Schiffes, um ein großes Glas Branntwein und ein geringes Geld, das letzte Erbtheil seiner Eltern: die Bibel, in welcher seine arme Mutter fast jedes Blatt mit den Thränen ihres Kummers und ihrer Gebete benetzt hatte. Es war ein silbernes Schloß an dem Buche, und dieses hatte die gewinnsüchtigen Blicke eines Käuflers an sich gezogen, der auf dem Schiffe noch allerhand Dinge, vor allem auch geistige Getränke, feilbot.

Derselbe Unteroffizier, welcher Hörer des letzten Gespräches zwischen James und seiner Mutter gewesen war, stand jetzt auch dabei, als James das liebste Kleinod seiner Mutter um etliche Pence und um ein Glas Branntwein verkaufte, denn er hatte mit einigen Truppen die Verbrecher auf der Themse hinabwärts bis zum Hafen begleitet, und war jetzt eben im Begriff, wieder nach London zurückzukehren. Den edlen Mann überlief beim Zusehen ein ähnlicher Schauder, als uns beim Hören der That. Er sprach dem James, in der Aufwallung eines wohlmeinenden Eifers, etliche Donnerworte ins Gewissen und erinnerte ihn an die letzten Worte seiner Mutter. Da er aber bemerkte, daß der junge, von Branntwein betäubte Verbrecher durch seine Worte zwar etwas betroffen, aber nichts weniger als zur Reue bewegt ward, wendete er sich kalt von ihm. Der

Unteroffizier hatte sich aber den Käufer wohl gemerkt, der die Bibel mitnahm; er suchte ihn am Hafen auf und erhandelte von ihm das Buch, das er dann zu sich steckte.

Das Schiff, worauf James sich befand, segelte indeß ab. Mit James hatte sich seit dem Verkauf seiner Bibel etwas Merkwürdiges zugetragen. Als er wieder nüchtern geworden war von seinem Branntweinrausche, da wachte die Erinnerung an die letzten Worte und die Thränen seiner Mutter, so wie an die Worte des ernstlich eifernden Unteroffiziers, mit solcher Stärke in ihm auf, daß er sie nicht aus dem Sinne bringen konnte. Es reuete ihn, daß er sein Buch so liederlich verkauft habe, sogar bei Nacht träumte ihm davon; er hätte einen Finger von der Hand darum gegeben, wenn er seine Bibel hätte wieder haben können. Es klingt fast unglaublich und doch war es so: in dieser verwilderten Seele, in der sich bis dahin, wenigstens seit vielen Jahren, keine Spur von Anhänglichkeit und Liebe weder zu Gott noch zu seiner treuen Mutter gezeigt hatte, war jetzt auf einmal eine unbegreifliche starke Anhänglichkeit und Liebe zu dem letzten Eigenthume, das er besessen hatte, zu dem Kleinod und Schatz seiner armen Mutter: zu einem Buche erwacht, das freilich für ihn Mehr und Höheres enthielt, als alle Schatzkammern der Erde. Wenn am Sonntag, nach einer schönen, auf vielen englischen Schiffen herrschenden Sitte, die sonst so rohen Seeleute mit ihrer Bibel in der Hand sich hinsetzen auf's Verdeck und in ihr lesen, da kommt ihm eine Sehnsucht an, die ihm stille Thränen in

das Auge treibt; er stellt sich oft hinter einen solchen Lesenden, blickt ihm über die Schultern in's Buch, und wenn einer von ihnen aufsteht und die Bibel liegen läßt, da lies't er so eilig darinnen fort, als sollte er jetzt das Buch zum letztenmal in den Händen haben. Der Spott seiner Laster- und Strafgenossen, von denen übrigens der Frecheste tödtlich krank darniederlag, macht ihn nicht irre; er thut nur wozu seine Sehnsucht nach seinem verlorenen Buche ihn treibt, obgleich es ihm selber unbegreiflich ist, wie er, der seit vielen Jahren keine Bibel in die Hand nehmen mochte, jetzt auf einmal dazu komme, so gern darinnen zu lesen.

Die Fahrt war bis jetzt jenseits der Canarischen Inseln ohne sonderlichen Anstoß vor sich gegangen; da erhob sich, etwa in der sechsten Woche nach der Abfahrt aus England, ein Sturm von furchtbarer Gewalt. Fünf Tage schwebte und schwankte das entmastete, zuletzt leck gewordene Schiff auf den wilden Wellen; am sechsten, bei Einbruch der Nacht, zerschellte es an einer Klippe. Ein Theil der Mannschaft, welcher schwimmen konnte, warf sich auf die Trümmer des Schiffes, um sich auf diesen an's Land zu retten; unter Denen, die sich auf einen der größten im Wasser herumtreibenden Trümmer hinaufgearbeitet hatten, war auch James. Er wußte nicht, wer sich da neben ihn an das Holzwerk angeklammert habe; die Nacht war so dunkel, die Wogen brauf'ten so laut an den Klippen, daß man weder sahe noch hörte.

Als es wieder Morgen ward, bemerkte James, daß sich außer ihm noch zwei Männer auf den Schiffs-

trümmer gerettet hatten; der Eine von diesen war ein Offizier von hohem Rang und Würden, der vornehmste Passagier, der sich als Reisender nach der Capstadt auf dem gescheiterten Schiffe befunden hatte, der Andere war ein Matrose, der beim gemeinsamen Unglück sehr stark am Kopf verwundet worden war, und der deßhalb ganz matt sich auf das Gebälk hingelehnt hatte. Als der Offizier bemerkte, in welchem Zustand der Matrose sich befinde, befahl er dem James, er solle mit Hand anlegen, den armen Seemann, dessen Leben und Gesundheit für ihr eigenes Leben von so großer Wichtigkeit war, zu verbinden und zu verpflegen. Die Beiden rissen von der Wäsche, die sie an ihrem Leibe trugen, denn neue Leinwand gab es auf dem Schiffstrümmer nicht, Stücke herunter, und verbanden, so gut das gehen konnte, den Verwundeten; der Offizier, ein schon betagter Mann, hatte während der Schreckenstage und Nächte des Sturmes seine sinkenden Kräfte dadurch von Zeit zu Zeit zu stärken gesucht, daß er von einer geistreichen Essenz, die er mit sich zu Schiff genommen hatte, einige Tropfen einnahm. Von dieser Essenz hatte er deßwegen durch Gottes Fügung auch jetzt noch in der Tasche seines Kleides ein kleines Fläschlein stecken, das nun zum kräftigen Stärkungsmittel für den halbohnmächtigen Matrosen wurde.

Der Sturm hatte nachgelassen, die Sonne schien mit der ganzen Kraft des afrikanischen Himmels auf die drei Geretteten herunter, und trocknete in Kurzem ihre von den Wogen durchnäßten Kleider. Aber nun stellten sich Sorgen anderer Art ein. So-

weit das Auge auf dem Meere umherblicken konnte, war nirgends mehr ein anderer Schiffstrümmer, nirgends eine Spur von der übrigen, zahlreichen Mannschaft zu sehen. Wahrscheinlich waren jene Drei die Einzigen, die sich aus dem gemeinsamen Untergang errettet hatten. Das Land lag, wer weiß wie fern; während der letzten Tage der Stürme war selbst auf dem Schiffe keine sichere Beobachtung über die Länge und Breite, unter denen man sich befand, möglich gewesen; wie sollten Die auf dem elenden Schiffstrümmer wissen, in welcher Region des weiten Meeres sie sich befänden? Doch so viel schien gewiß, dieß lehrten auch zum Theil schon die fliegenden Vögel, daß man sich nicht gar fern von einem Lande, und zwar unfehlbar von dem Festland von Afrika befinden müsse.

Die kleine Mannschaft auf dem Schiffstrümmer, oder eigentlich nur der Offizier und der Matrose, denn James war dieser Sache noch ganz unkundig, hielten jetzt Rath darüber, was wohl zur Rettung zu thun sey? — Von Lebensmitteln war durchaus auch nicht eine Spur auf ihrem Gebälk zu findenn; die Sonne fing an, immer glühendere Strahlen herabzusenden; ehe zwei Tage vergingen, mußten sie Alle, so schien es, wenn keine Hülfe käme, dem Mangel und Elend unterliegen.

Der Matrose, dem der mitleidige Offizier von Zeit zu Zeit einige der stärkenden Tropfen auf Zucker reichte, hatte sich mit seinem verbundenen Haupte wieder aufrecht gesetzt. „Herr, so sprach er nach einigem Nachdenken nnd Umherblicken, wenn mich

nicht Alles täuscht, sehe ich dort am Horizont gegen Ost-Nord-Ost ein Land; darauf müssen wir zusteuern, wenn wir wollen beim Leben bleiben." Die beiden Andern glaubten jetzt auch, so oft eine Welle das Holzwerk, an dem sie hafteten, emporhob, in der angegebenen Richtung Land zu sehen; nach der Vermuthung des Matrosen konnte es das grüne Vorgebirge seyn. Wie man aber, ohne Ruder und Segel nach diesem Lande hinlenken könne, das war eine schwer zu beantwortende Frage.

Diese Frage beantwortete jedoch der Matrose durch die That selber. Er zog sein großes Messer aus der Jacke hervor, fing an, mit James Hülfe, von dem Bretterwerk und den Latten ihres Schiffstrümmers Einiges los zu lösen, und zwei Ruder, eines für ihn, das andere für James, waren, so gut es eben hatte gehen wollen, bald in Bereitschaft gesetzt. Nach einigem Ausruhen machte der geschickte Mann auch eine Art von Segelstange fertig, an welcher ein Theil der Kleider und Wäsche der kleinen Mannschaft die Stelle des Segels vertreten mußte. Der Wind war günstig, er blies fast gerade nach dem Lande hin; die beiden Ruder wurden nach Kräften in Bewegung gesetzt, indem der alte Offizier den schwer verwundeten Matrosen sehr oft im Geschäfte des Ruderns ablös'te; der Anfang der Fahrt schien ganz glücklich vonstatten zu gehen. So ruderte und segelte man denn einige Stunden. Als aber diese vorüber waren, da schüttelte der Matrose den Kopf und ließ die Hand am Ruder sinken. „Herr," sagte er, „es ist Alles vergebens; wir kommen so, und wenn

wir mit zwanzig Rudern ruderten und mit den besten Segeln segelten, doch nicht zum Lande hin. Ich merke wohl, wir sind in einen Meeresstrom gerathen, der uns da mit sich fortreißt. Seht nur, das Land, das wir heut' am Morgen in Ost-Nord-Osten hatten, steht jetzt schon im Nord-Ost-Norden und ist uns ferner ab als vor mehreren Stunden. Und wenn Ihr nur auf das schwimmende Seegras achtet und die Hand in's Wasser taucht, da könnt Ihr den starken Meeresstrom schon selber sehen und fühlen."

Höchst wahrscheinlich war das Stücklein Wrack, auf dem sich unsere Schiffbrüchigen befanden, in jenen Meeresstrom hineingerathen, welcher, von Westen her, als ein Arm des Mexicanischen Golfstromes seine Richtung nach den Azoren und grünem Vorgebirge nimmt, und dort, durch sein Anstoßen an das ihm entgegenstehende Festland eine solche Kraft gewinnt, daß man mit ihm einen Weg von 60 Seemeilen in zwei Tagen zurücklegen kann, zu dem man, wenn man gegen den Meeresstrom schiffen muß, sieben Wochen gebraucht.

Der arme Matrose hatte auch noch, wenigstens für sich selber, einen andern Grund, die Hoffnung, wieder an's Land zu kommen, aufzugeben. Seine Kopfwunde schmerzte ihn heftig; die über seine Kräfte gehenden Anstrengungen des heutigen Tages hatten das Wundfieber zu einem Grade gesteigert, der ihm nicht einmal mehr erlaubte, sich aufrecht zu halten; er legte sich lang ausgestreckt auf das Gebälke hin, und die beiden Andern saßen theilnehmend neben ihm. Leider waren auch die stärkenden Tropfen, die der

Offizier bei sich getragen hatte, jetzt verbraucht, und überdies hatte sie der Kranke zuletzt nur mit großem Widerwillen und mit der Aeußerung eingenommen: ihm scheine es, daß sie sein Leiden eher vermehrten als verminderten. Von Zeit zu Zeit seufzte der Mann tief auf, es war, als wollte sich sein Gesicht zu den Mienen des Weinens verziehen, aber die Augen des armen, abgehärteten Seemanns konnten keine Thräne hervorbringen. Mitleidig fragte ihn der Offizier, ob ihm vielleicht sein Haupt recht schmerze?

„Das thut's wohl auch, sagte der Matrose, aber der größere Schmerz, der mich drückt, der sitzt doch hier." — Dabei deutete er mit der Hand auf sein Herz und machte von Neuem die Miene des Weinens. — „Seht, Herr!" so fuhr er nach einiger Zeit fort, „ich fürchte den Tod nicht. Ein Herr in Bedford hat mir vor etwa anderthalb Jahren ein gutes Buch, Gottes heiliges Wort, geschenkt; darinnen habe ich anfangs wenig, zuletzt aber immer mehr und öfter gelesen, und Dinge darinnen gefunden, die mir Muth geben, gerade gegen den Tod anzusegeln, ja diesen als einen Hafen zu betrachten, darinnen sich's gar gut ausruhen läßt auf die Stürme der Lebenszeit. Ich weiß es, meine Schuld ist mir erlassen, und ich habe einen guten festen Grund für meinen Anker; aber dennoch ist Eines, was mir beim Sterben sehr, sehr wehe thut."

„Und was ist wohl Das," fragte der Offizier, „was dir so gar wehe thut?"

„Seht, Herr," fuhr der Matrose fort, „ich habe zu Hause eine blinde Schwester und eine alte ge-

brechliche Mutter. Beiden habe ich in meiner Jugend gar viel Herzeleid angethan; habe meine Mutter arm gemacht durch meine gottlosen Streiche. Denn anfangs, ehe ich Matrose wurde, trieb ich die Profession meines seligen Vaters: das Schusterhandwerk, gerieth aber unter liederliche Gesellen und brachte Alles durch, was unser war. Und wenn meine Mutter oder meine blinde Schwester mich ermahnen wollten, da fuhr ich sie noch hart dazu an, und fügte ihnen tausenderlei Kränkungen zu. Nun bin ich zwar vor etlichen Monaten, kurz vorher, ehe wir von England abfuhren, noch einmal bei meiner Mutter und Schwester gewesen. Ich habe sie bei der Hand genommen und habe gesagt: Mutter, Schwester, vergebt mir's, daß ich so gottlos gegen euch gewesen bin. Seht, sagte ich (hier zogen sich seine Mienen beim Erzählen von Neuem zum Weinen zusammen), es thut mir wahrlich von Herzen leid, daß ich euch Das gethan habe, aber Mutter, Schwester, bittet Gott, daß er mir meine Sünden vergeben wolle und vergebt ihr mir sie auch." — Die Mutter sagte: „Bill (Wilhelm), ich hab' dir Alles vergeben," und die blinde Schwester sagte dasselbe, und da ich fortging, weinten Beide gar sehr, und die Mutter sagte: „Bill, wenn ich dich hier in der Welt nicht mehr wiedersehen sollte, so gesegne dich Gott, und ich weiß gewiß, daß wir uns dorten im Himmel wiedersehen werden." — „Seht, Herr, so fuhr der Matrose fort, so weiß ich nun wohl, daß meine Mutter mir Alles vergeben und vergessen hat, was ich ihr Leid's gethan habe, und die blinde Schwester auch; aber den-

noch thut mir's da drinnen im Herzen wehe, daß ich nun nicht mehr zu meiner Mutter und zu meiner blinden Schwester soll hintreten können und sagen: Mutter, Schwester, ich bitte euch noch einmal inständigst, vergebt mir, was ich euch gethan habe."

Der Offizier, der ein recht christlich gesinnter war, tröstete den armen Matrosen auf's Beste und versprach ihm unter Anderm, daß, wenn Gott ihn wieder glücklich nach Hause führen sollte, da wollte er selber nach Exeter zu seiner Mutter, deren Namen und Wohnhaus er sich genau sagen und beschreiben ließ, hingehen und ihr Alles erzählen und sagen, was er von ihm gehört habe.

„Ich nehme Euch beim Worte, edler Herr, sagte der Kranke. Ich beschwöre Euch bei Gott, geht in meiner Mutter Haus, und wenn Ihr hinkommt, da sagt: Sehet, Bill ist auf dem Meere gestorben. Aber er hat gesagt, er wisse es in seinem Herzen, er wisse es aus seiner Bibel, daß er einen gnädigen Gott habe. Euch aber läßt er sagen: Mutter, Schwester, ich bitte euch um Gott, vergebt dem armen Bill Alles, Alles was er Euch zu Leide gethan hat."

James hatte diese ganze Unterredung mit der tiefsten Bewegung seines Herzens angehört. Jedes Wort des kranken Matrosen war ihm wie ein Schwert in's Herz gedrungen. Er hatte noch nie gefühlt, wie schwer, wie tief er sich an seiner armen Mutter und an all ihrer Güte versündigt habe. Zum erstenmale, seit den schuldlosen Zeiten seiner Kindheit, weinte er ganz inniglich. Er schämte sich seiner Thränen nicht,

und wenn die ganze Welt Zeuge davon gewesen wäre; er weinte laut. „Ach, sagte er, Bill, wie glücklich bist du, daß du noch deine Mutter um Vergebung hast bitten können, und daß sie zu dir gesagt hat: Bill, ich habe dir Alles vergeben. — Ich bin ein viel ruchloserer Sohn gegen meine Mutter gewesen als du. — Und du hast deine Bibel, die dir ein fremder Herr geschenkt hatte, so theuer und werth gehalten und so gut benützt, daß du jetzt Trost im Sterben daraus schöpfest; ich aber habe das letzte Erbtheil meines Vaters, das liebste Kleinod, das meine arme Mutter besaß, die Bibel, die sie mir in der Abschiedsstunde schenkte, um ein Glas Branntwein und etliche Pence verschleudert."

James hatte die letzten Worte kaum hervorbringen können vor lautem Weinen. Der Matrose hätte ihm gern geantwortet, aber ein neuer Anfall von tiefer Schwäche lähmte seine Zunge. Der Offizier verwies den Jüngling, dessen Herz nun wahrhaft von einer göttlichen Reue getroffen war, auf Gottes Erbarmen. Sie hatten indeß Beide nicht viel Zeit zu sprechen; die Umstände ihres armen Gefährten wurden mit jedem Augenblicke bedenklicher. Ein heftiges Erbrechen, woran er schon in der vorhergehenden Nacht gelitten hatte, stellte sich ein, wobei die Kräfte schnell vollends erloschen. Als zuletzt das Erbrechen einer schwärzlich-gelben Flüssigkeit ein wenig nachgelassen hatte und der Kranke nun todtenbleich und mit kaltem Schweiße bedeckt da lag, fragte der Offizier: wie ihm nun in seinem Herzen zu Muthe sey? Der arme Bill drückte die gefalteten Hände an seine

Brust und sagte mit kaum vernehmlicher Stimme: „Es ist Frieden."

Dieß waren auch die letzten Worte, die Bill auf Erden sprach. Die Sonne ging jetzt unter, und auf die furchtbare Hitze des Tages trat eine ganz empfindliche Kühle ein. Obgleich die beiden Andern den Kranken mit dem neugefertigten Segel, und James überdies mit seinem Rock ihn zudeckten, ergriff ihn dennoch ein heftiger Schauder, auf welchen Kinnbackenkrampf (Mundsperre) folgte. So lange die Dämmerung noch währte, konnten die Beiden bemerken, wie die Augen des sterbenden Bill mit einer unbeschreiblichen Ruhe gen Himmel gekehrt waren; heftiger Krampf hatte zwar die Gesichtsmuskeln etwas verzogen, hatte aber den Ausdruck des Friedens nicht ganz vom Gesicht verdrängen können. — Die ganze Nacht hindurch saßen die beiden Unglücksgefährten eng gedrängt an der Seite des Sterbenden, dessen todtenkalte, gefaltete Hände der tief bewegte James in seinen Händen zu wärmen suchte und dabei sie oft mit seinen Thränen benetzte. Der Offizier sprach von Zeit zu Zeit, in der Voraussetzung, daß der Sterbende zwar nicht mehr reden, wohl aber hören könne, ein schönes, kräftiges Gebet oder einzelne kraftvolle Sprüche aus der heiligen Schrift, und verscheuchte dadurch bei sich und den Andern das Grausen der langen, schrekkensvollen Nacht. Endlich dämmerte wieder über dem Meere der Morgen, und die Kühle der Nacht wurde empfindlicher. Bei dem neuen Tageslicht sahen die Beiden, daß Bill zwar noch lebte, aber die Augen waren starr und gebrochen, die Lippen bleich, das

Angesicht kalt. Der Odem ging immer schwerer aus und ein, und eben als die Sonne über das Meer heraufstieg, da blieb er ganz aus.

„Unser Freund hat's nun vollendet," sagte der Offizier und wischte sich eine Thräne vom Auge ab. „Es ist nichts Leichtes, fuhr er nach einiger Zeit fort, so im Frieden abzuscheiden, und so gerade wie ein aufsteigender Adler in den Morgen des ewigen Friedens einzugehen, wie unser Bill es that. Durch eigene Kraft könnte das auch der Mensch niemals, aber in dem schönen, göttlichen Buche, welches das letzte Kleinod deiner Mutter war, das sie dir gab, da stehen die Wege zu jenem Frieden beschrieben und verzeichnet. Junger Mensch, wenn dich Gott wieder aus dem Meer zu Christen führt, dann versäume nicht, dieses Buch dir selber als ein köstliches Kleinod an dein Herz zu legen und es seyn zu lassen deines Lebens Kraft und deines Fußes Leuchte. Du hast einmal schon jenen Schatz um ein schnödes, berauschendes Gift dahingegeben, und wie mit Füßen von dir gestoßen, was du nun mit Thränen bereuest; bitte Gott, daß er dich bewahren möge, daß du nicht das Gut des ewigen Friedens, daß du nicht das einige Heil deiner Seele um das Gift der schnöden Lust dahin gibst und auf ewig verworfen werdest. Siehe, ich bin von solchem Stande, und Gott hat mich in solche Vermögensumstände gesetzt, daß mir alle Genüsse der Sinnen zu Gebote stünden. Aber über diesen Gütern hat mir Gott ein anderes Herz geschenkt: ein Sehnen, ihn zu suchen und meine Seligkeit zu schaffen mit Furcht und Zittern. Und wie

ich das könne, das hat mich das Buch gelehrt, welches der Trost und das Kleinod deiner armen Mutter war. Seitdem bin ich im Besitze von Etwas, das mir über alle Beschreibung theurer, süßer und höher ist, als alle Schätze und Genüsse der Erde: im Besitz einer Freudigkeit und eines Gottesfriedens, von welchem Niemand einen Begriff hat, der ihn nicht selber empfand! — Doch jetzt laß uns die letzte Pflicht an unserm Bill erfüllen: laß uns ihm das Begräbniß eines wackern Seemannes, zwar nicht in dem kühlen Schooß der Erde, aber in den kühlen Wogen des Meeres bereiten. Sind ja beide, Erde und Meer, des Herrn, der seine Todten einst aus Meer und Erde hervorrufen wird zu einem neuen Leben des Leibes. — Sieh nur, wie noch das bleiche Gesicht des Todten in allen seinen Mienen das Wort „Frieden" ausspricht. Ja es ist gut, wenn man in diesem Glauben stirbt, in dem Bill starb."

Der Offizier sprach jetzt, nach den Gebräuchen seiner Kirche, einige Gebete und dann die Worte der Einsegnung über den Leichnam: über dem Samenkorn eines künftigen Lebens der neuen Erde. Darauf ließen Beide den Leichnam sanft von dem Wrack herunter ins Meer gleiten, dessen Wogen bald, wie umfangende Arme, über ihm zusammenschlugen.

„Jetzt laß uns nun, sagte der Offizier, so weit es in unsern Kräften steht, an die Erhaltung und Rettung unseres eigenen Lebens denken. Ich fühle mich sehr einiger Stunden Ruhe bedürftig; wache du, während ich schlafe, und wenn sich indeß etwas Bedenkliches, etwa die Nähe von Klippen oder Sand-

bänken zeigt, dann wecke mich. Sobald ich mich ein wenig durch Ruhe erquickt habe, dann will ich die Wache halten und du sollst schlafen."

Der Lord legte sich nach diesen Worten auf das Gebälk hin, wo ihm James in Eil aus dem gestern gefertigten Segel ein Kopfkissen bereitet hatte; der Jüngling setzte sich so vor den Schlafenden hin, daß er durch seinen Körper ihm Schatten gab gegen die Morgensonne.

Da war nun, einige Stunden lang, James mit seinen Gedanken ganz allein. Der Offizier, dessen Wort und Wesen ihn mit einer Liebe und Achtung erfüllt hatten, dergleichen ihm noch nie ein Mensch eingeflößt hatte, schlief einen sanften, tiefen Schlaf; der arme Bill, dessen Leichnam der Seestrom noch immer in der Nähe des Wracks mit dahin trieb, schlief einen noch viel tieferen; nur James wachte noch. Aber Gott Lob! er wachte jetzt in einem doppelten Sinne. Der Schlaf der Seele, der Schlaf des Todes war ihm vergangen; er betete zum erstenmale in seinem Leben, so viel er sich dessen erinnern konnte, aus ganzem, bewegtem Herzen; jedes Wort seines Gebetes verlangte nach Vergebung und Gnade. — In der That, seine leibliche Lage war nicht die beste. Wie sehr er in den letzten Tagen, vor dem Untergang des Schiffes, hatte an der Pumpe und anderwärts arbeiten müssen, das bezeugten seine wunden Hände; die Zunge klebte ihm jetzt am Gaumen vor Durst, und der Mund war vertrocknet wie ein Scherben; die Eingeweide schmerzten ihn vor Hunger; die Augen waren entzündet und brannten schmerz-

lich vor langer Entbehrung des Schlafes. Und dennoch, bei dem Allen, fühlte er in seinem ganzen Wesen einen Frieden und eine Ruhe, wie er sie noch nie empfunden hatte.

Nach einigen Stunden erhob sich der Lord von seinem Lager und nöthigte den James, sich jetzt an seine Stelle zu legen. Dieser schlief einen Ohnmachtähnlichen Schlaf, aus welchem ihn der Offizier am Nachmittag erwecken mußte. „Ich hätte dich gern, sagte er, noch ruhen lassen, aber es bedarf jetzt einer gemeinsamen Anstrengung aller unserer Kräfte, wenn wir aus einer nahe bevorstehenden Gefahr uns retten wollen. Siehe dorthin. Der Seestrom hat uns, Gott Lob! einem Lande so nahe gebracht, daß man auf den bläulichen Bergen und Hügeln schon die Palmenwälder unterscheiden kann. Aber ehe wir zu jenem Lande kommen können, sind hier in unserer Nähe diese Felsenklippen zu vermeiden, an denen die Wogen mit lautem Brausen anbranden.

James half jetzt dem Lord bald jene Stange, die ihnen gestern als Segelstange gedient hatte, bald aber die Ruder, die noch der arme Bill mit gefertigt hatte, nach Kräften zu gebrauchen, und da die Felsenklippen ohnehin nicht in der Mitte, sondern mehr zur Seite des Seestromes lagen, gelang es durch Gottes Beistand den Ermatteten, schon nach einer halben Stunde der gefahrdrohenden Nachbarschaft zu entkommen.

Bei James hatten jetzt die Schmerzen des Hungers und Durstes eine solche Höhe erreicht, daß sie ihm kaum noch aufrecht zu stehen erlaubten. „Folge meinem Beispiel, sagte der Lord, dann wirst du we-

nigstens einige Linderung des peinigenden Durstes empfangen." Hierauf wendete er sich von James hinweg, kleidete sich aus und tauchte sein Hemd sammt den Unterkleidern ins Meer ein. Dann, ohne sie auszuringen, zog er sie, vom Wasser triefend und rinnend, wieder an. James that dasselbe und fühlte bald eine große Linderung, wenigstens seines peinigenden Durstes. — „Siehe, sagte der Lord, das bittre salzige Seewasser, das kein Mensch trinken kann, ohne sich, statt der ersehnten Sättigung, das heftigste Leibweh zuzuziehen, wird durch solches Verfahren auf eine Weise durchgeseiht und genießbar gemacht, wie dieß durch keine, auch noch so künstliche Maschine bewirkt werden könnte. — Die Haut eines von Durst ausgetrockneten, schmachtenden Menschenleibes saugt das Wasser ein, und läßt das Salz, wodurch jenes ungenießbar wurde, auf ihrer Oberfläche zurück. Darum sind schon mehrere Male Schiffbrüchige durch eine solche öftere und anhaltende Benetzung ihres Leibes mit Seewasser am Leben erhalten worden."

Das Wrack, geführt von dem schnellen Meeresstrom, kam jetzt mit jeder Minute dem Lande näher, dessen zum Theil grünende Ufer schon deutlich vor ihnen da lagen. Das, was zunächst vor ihnen war und gegen welches der Strom sie hintrieb, erschien als eine kleine Insel. Nicht fern von ihr zeigten sich noch einige andere Inseln; ungleich weiter abgelegen, gegen Osten hin, konnte man die Küstengebirge des Festlandes sehen.

Gerade jene Seite der kleinen Insel, gegen welche

der Schiffstrümmer jetzt mit beschleunigtem Lauf der Strömung hinschwamm, war von einer Reihe von Sandbänken und niedern Klippen umgeben. Durch all ihre Anstrengung konnten unsere beiden Schiffbrüchigen es nicht verhindern, daß sie der Strom auf eine der Sandbänke führte, wo sie alsbald so fest saßen, daß alle Mühe, das Wrack loszumachen, umsonst blieb. Das Ufer war wohl noch eine Viertelstunde weit entfernt, die Sonne nahe am Untergange; mit jedem starken Wellenschlage wurde der Zusammenhalt der Latten und Balken des Wrackes lockrer und aufgelös'ter; schon waren mehrere Bretter vom Wasser hinweggeführt.

„Rette du dich nun, James, sagte der Lord, zum Heil deiner Seele und zum Troste deiner armen Mutter. Ich werde wohl das Land lebend nicht mehr erreichen, denn ich kann nur schlecht schwimmen, und wenn ich's auch könnte, so fehlten meinem alternden, schweren Leibe dazu die Kräfte."

„Herr, sagte James, lieber wollte ich zweimal sterben, als euch verlassen. Soll's gestorben seyn, so laßt uns mit einander sterben. Ich denke aber wohl, vorher versuchen wir noch etwas Anderes. Laßt uns das Wrack, das ja ohnedieß mit jedem Augenblick vollends zusammenzubrechen droht, verlassen, und da seitwärts nach der andern Sandbank hinüberwaten; denn das Meer ist hier so seicht, daß es kaum des Schwimmens bedürfen wird. Jenseits der nächsten Sandbank sehe ich eine zweite und so eine ganze Reihe, deren letzte sich ganz nahe an's Ufer anschließen."

Der Lord war sogleich zur Befolgung von James Vorschlag bereit. Sie konnten watend, so daß das Meer ihnen nur bis an die Brust ging, bis zur zweiten Sandbank kommen, und so auch noch zu der etwas weiter entfernten dritten. Hier aber waren die Kräfte des Offiziers bis zu ihrem letzten Funken erloschen. „Ich muß meine Bitte an dich wiederholen, James, sagte er. Laß mich hier liegen und rette nur dich. Vielleicht findest du auf der Insel Menschen, deren Hilfe du auch zu meiner Rettung benützen kannst."

„Mein Herr, sagte James, der sich zu diesem Lord mit einer dankbaren Anhänglichkeit hingezogen fühlte, die ihm zu jeder Aufopferung Kraft gab; jetzt, bei bald einbrechender Nacht, lasse ich euch nicht allein da, auf einer Sandbank, liegen, auf der euch in wenig Stunden die zurückkehrende Fluth ertränken könnte. Ich weiß nicht, ob ich auf der Insel Menschen finde, und ob ich, wenn ich einmal am Lande angelangt bin, noch Kräfte haben werde, noch einmal mich herüber zu euch zu arbeiten. Darum bitte ich euch um Gott, setzt euch auf meinen Rücken und laßt mich, so gut das eben gehen will, euch hinübertragen an's Land."

Die Liebe gab dem ermatteten Jünglinge ungewöhnliche Kraft. Auf jeder Sandbank ruhte er ein wenig aus, und ohne sich die Anstrengung, die ihm das Tragen des schweren Mannes verursachte, merken zu lassen, faßte er dann nach wenig Minuten seine ihm theure Bürde wieder auf den Rücken, und so gelangten Beide noch vor Sonnenuntergang an's Ufer.

„Jetzt laß uns danken für unsere Rettung," sagte der Lord, indem er am Boden niederkniete. Der arme James, dem von großer Mattigkeit und Anstrengung Arme und Füße zitterten, kniete freudig neben ihn hin, und bei dem Beten ward es ihm, als ob eine Quelle neuer Lebenskräfte von seinem Herzen nach den Gliedern ausginge. Er hatte ja heute für eine doppelte Rettung, nicht blos für die des Leibes, sondern auch für die der Seele zu danken.

Die Beiden schwankten jetzt, mit matten Füßen, landeinwärts, und der Offizier stützte sich beim Gehen auf James. Schon nach einigen hundert Schritten hörten sie ein kleines Bächlein rauschen. Welche Erquickung gab das frische, süße Wasser den beiden vor Durst Schmachtenden! Sie bemerkten jetzt Felder, auf europäische Weise gebaut; ein Fußsteig lief durch die Reis- und Baumwollenpflanzungen hin; in einiger Entfernung stand ein Crucifix. Gott Lob! sagte der Lord, so sind wir doch zu Christen gekommen. — Unter den Bäumen zeigte sich jetzt ein Haus, das durch seine Gestalt und Einrichtung europäische Erbauer und Bewohner verrieth. Dieses Haus gehörte, wie sich bald zeigte, einem Pflanzer, der von spanischen Voreltern abstammte. Die Bewohner sprachen jenes entstellte Gemisch mehrerer europäischen Sprachen, das man in diesen Gegenden der afrikanischen Küste öfter, von Negern wie von Abkömmlingen der Europäer, reden hört. Der vielgereis'te Offizier verstand die Sprache ein wenig; in ihr erzählte er den Bewohnern des Hauses sein und seines

Gefährden letzterduldetes Schicksal, und bat um Aufnahme und gastliche Pflege.

Zu beiden ließ sich der Besitzer des Hauses bereit finden; man reichte den Schiffbrüchigen einige Erquickungen und wies ihnen ein Lager zur Ruhe an. James schlief bis in die Morgenstunde des nächsten Tages hinein einen tiefen Schlaf. Wie sehr erschrak er aber, als er bei seinem Erwachen seinen edlen Gefährten krank, in heftigem Fieber, und so ermattet fand, daß er nicht vom Lager aufzustehen vermochte. „Ich habe eine schlechte Nacht gehabt, sagte der edle Kranke; mein alternder Körper war einem solchen langen Kampfe mit dem Meere nicht mehr gewachsen. Ich will dir wünschen, mein guter James, daß dir nicht doch noch endlich das Loos möge beschieden seyn, auch mich im fremden Lande zurückzulassen."

James nahm sich der Pflege seines Kranken mit einer Treue und ausdauernden Liebe an, der er sich selber nicht für fähig gehalten hätte, und zu der er auch wirklich vor kurzer Zeit noch nicht fähig gewesen wäre. Ach, so dachte er oft, wenn er, lauschend auf jede Bewegung des Kranken, neben dem Lager von diesem saß, hätte ich doch dieselbe Treue und Liebe meiner armen Mutter bewiesen, oder könnte ich dieß einmal noch künftig thun. Wie sollte ihr Das ein so süßer Trost in ihrem Alter, und eine Vergeltung aller der um mich erduldeten Schmerzen und Sorgen seyn.

In den ersten Tagen des Krankseyns des edlen Lords und des Aufenthaltes auf der kleinen Insel,

ging es, bis auf die Sorge und Leiden, welche die Krankheit mit sich brachte, den beiden Schiffbrüchigen recht erträglich wohl. Der Pflanzer, der sie aufgenommen hatte, ließ ihnen bereitwillig Alles zukommen, was zu ihrem Unterhalt unentbehrlich war, und überdieß hatte der edle Lord ihm schon am zweiten Tage seines Aufenthaltes durch James, der bald auch in der gemischten Sprache sich ausdrücken lernte, seine goldne, mit edlem Gestein geschmückte Uhr hinübergesendet und ihm sagen lassen: bei seinem Tagesgeschäft sey eine gute Uhr ihm wohl ein angenehmer Begleiter, während er auf dem Krankenlager keiner Uhr bedürfe. Er ließe ihn deßhalb bitten, diese geringe Gabe zum Andenken des gestrigen, freundlichen Empfanges von ihm anzunehmen. — Aber der wohlwollende Pflanzer mußte eine Geschäftsreise nach dem Festlande, in eine seiner abgelegenen Besitzungen machen; eine Reise, die ihn auf länger als vier Monate von dem hiesigen Hause entfernte. Die Haushaltung und Aufsicht über alle Geschäftsführung war indeß einem Weibe übertragen, die eine Mulattin war, und welche selber an dem Anwesen des Colonisten auf dieser Insel einen bedeutenden Antheil zu haben schien. Kaum war dieser verreis't, als die beiden Geretteten alsbald eine große Aenderung ihrer bisherigen Lage erfahren mußten. Das Weib ließ sie zuerst fragen: ob sie wohl noch eine Uhr hätten, die sie ihr zu ihrem Geschäfte ablassen könnten, denn der Mitbesitzer der Pflanzung, Pedro, habe die andere, die sie hinübergesendet hätten, mit sich genommen. Da sie aber erfahren, daß jene Uhr das Ein-

zige von Geldeswerth gewesen sey, was die Beiden aus ihrem Schiffbruche gerettet hatten, veränderte sie ihr Benehmen gar sehr. Als James, wenigstens für den edlen Lord, eine Erquickung zu haben wünschte, ließ sie ihm herausſagen: sie sey nicht gewöhnt, Müßiggänger in ihrem Hause zu nähren. Die Feldarbeit fordre in diesem Augenblick die Theilnahme rüstiger Hände. Wolle er für sich und seinen Kranken Brod haben, so möge er arbeiten.

Der Lord, dem James diese Aeußerung des Weibes wiedererzählte, sagte: „Nimm diese Worte nicht zu schwer auf, mein James. Es fehlt ja wohl wirklich auf dieser Insel an arbeitenden Händen. Ich fühle mich in meiner Krankheit um Vieles erleichtert und gebessert, und mit Gottes Hülfe kann ich deiner Pflege nun entbehren. So gehorche der Frau und lege bei der nöthigen Arbeit mit Hand an, wo du nur kannst."

James war dazu gern bereit, denn sein Herz war jetzt durch Gottes Gnade zu allem Guten willig geworden; er arbeitete vom Morgen bis zum Abend für sich, und, als sein edler Freund vom Krankenlager wieder aufgestanden war und man nun auch diesem allerhand Geschäfte aufbürden wollte, auch für diesen, mit einer wahrhaft kindlichen Treue und Sorgsamkeit. Der Mulattin gefiel die Arbeitsamkeit des jungen, rüstigen Burschen; sie ließ es den Beiden von nun an wieder an nichts Nöthigem fehlen, und schien besonders in die Ehrlichkeit und Zuverläſſigkeit dieser Fremden ein gutes Vertrauen zu setzen. — War ja auch wenigstens der Sonntag selbst, für den

armen James, großentheils ein Tag der süßen Ruhe und Erholung.

Wenn der Jüngling so am Sonntag im Schatten seiner Hütte oder eines Baumes saß, da füllte sich sein Auge oft mit Thränen der Sehnsucht nach dem letzten Erbtheil seiner Eltern; nach dem lieben Buche, darinnen Alles enthalten ist, was zum Heil, zum Trost, zum Frieden der Menschenseele dienet. „Ach, betete er, gib mir doch hier in der Wüste das Brod des Lebens, führe mir doch einst wieder eine Bibel zu.“ — Der Wunsch des Jünglings wurde auf eine unerwartete Weise erfüllt. Eines Tages sendete ihn die Mulattin in den oberen Raum eines Nebengebäudes, damit er dort einen Bohrer suchen solle. Da sieht er an der Wand mehrere europäische Kleidungen hängen, dabei Gewehre, und in demselben Kasten, wo der Bohrer lag, sieht er ein Buch; er schlägt es auf, und wie groß ist seine Freude! es ist das theure Bibelbuch in englischer Sprache.

Vor Freuden außer sich nimmt er den Bohrer in die eine, das Buch in die andere Hand, läuft hinab zu der Vorsteherin des Hauses, und fragt sie, ob sie ihm wohl um Gotteswillen verstatten wolle, zuweilen in dem Buche zu lesen. Die Mulattin lacht und sagt: „Das Buch ist im vorigen Jahre mit aus einem gescheiterten Schiffe gerettet worden; Keiner von uns kann darinnen lesen; wenn du recht fleißig arbeiten und ordentlich seyn willst, so kannst du meinetwegen das Buch ganz behalten.“

Mit Entzücken drückt der Jüngling das liebe Bibelbuch an sein Herz und trägt es wie ein un-

schätzbares Kleinod in seine Hütte. Er verdoppelt seinen Fleiß, seine Aufmerksamkeit auf alle Wünsche und Winke der alten Haushälterin und erleichtert dadurch sich und seinem edlen Freunde das gemeinsame Loos gar sehr. Sich selber hat er aber eine noch unbeschreiblich viel größere Erleichterung aller der innern Lasten, die ihn bis dahin drückten, verschafft, durch das werthe Buch, das er sich von Dem erbetet hatte, der ja solche Wünsche gern erhört. So lang es nun Tag war, benützte er jeden ihm zur Ruhe vergönnten Augenblick zum Lesen; den ganzen Sonntag legte er das liebe Buch fast gar nicht aus den Händen. Es war aber auch als seyen ihm auf einmal die Schuppen, die ihn bis dahin am Sehen hinderten, von den Augen gefallen. In dem von ihm vorher so gering geachteten, göttlichen Buche sah er jetzt eine Herrlichkeit und Weisheit, welcher alle Herrlichkeit und Weisheit der Erde nicht zu vergleichen ist; er fand darinnen eine Lust, welche lieblicher, ausdauernder und inniger war als Alles, was er bis dahin als Lust gekannt hatte. Wenn ihm beim Lesen, besonders Anfangs, eine oder die andere Frage einfiel, so beantwortete ihm diese gern der edle Lord, der sich an dem von Gott geprüften Eifer seines jungen, kindlich treuen Freundes innig erfreute. So wurde das Herz des Jünglinges fest und er fand in Gottes Offenbarung einen Grund, der nach einem Vergleich des sterbenden Bill, „seinen Anker ewig fest hielt.“ — Der Meeresstrom, der ihn zu dieser Insel, die er später oft seinen geistigen Geburtsort nannte, hingeführt hatte, war für ihn einer jener

segnenden Ströme der göttlichen Erbarmung gewesen, welche Alles, was lebt und Odem hat, erfüllen, mit Sättigung und Wohlgefallen.

Die innere Kraft der Freudigkeit, die seit den Stunden der göttlichen Traurigkeit, bei Bills Tode, in James Herz gekommen war, trug ihn zwar wie auf Adlersfittigen über alle die Müheseligkeiten und auch Kränkungen hinweg, die sein jetziger Stand, der im Grunde genommen nicht viel besser, als ein Sklavenstand war, mit sich brachte; aber der Leib, der von Kindheit an solcher Beschwerden ungewohnt war, fing denn doch nach mehreren Wochen an, unter der Last der Arbeit und des afrikanischen Klima's gebeugt zu werden. Oefters glaubte er kaum bis zum Mittag, noch weniger bis zum Abend bei dem sauren Geschäfte des Grabens oder Hackens ausdauern zu können, und er schrieb es nur der innern Stärkung zu, die ihm das Gebet gab, daß er nicht dabei unterlag. Wenn dann endlich die glühend heiße Sonne untergegangen und nun etwa auch jene Zugabe vom Tagesgeschäft vollendet war, welche die strenge Aufseherin ihm noch aufgetragen hatte; dann konnte er nur mit schlotternden Knieen an sein Lager schleichen, auf welchem ihn öfters die fieberhafte Ueberspannung, die das unmäßige Anstrengen in ihm erregt hatte, auch nicht einmal die gewohnte Ruhe finden ließ. Die Wangen des Jünglings waren dabei verfallen; ein öfteres Bluten aus der Nase, obgleich durch dasselbe vielleicht andere, heftigere Krankheiten verhütet wurden, half die Entkräftung beschleunigen.

Der edle Lord sah dieß Alles mit der innigsten Theilnahme. Er versuchte öfters, dem James sein Geschäft zu erleichtern und selber Hand anzulegen; aber der Jüngling war so eifersüchtig auf die Erfüllung seiner Doppelpflicht, für sich und seinen theuren, väterlichen Freund zu arbeiten, daß er mit Bitten nicht nachließ, bis der Lord, dessen alternde Hand von der neulichen Krankheit noch geschwächt war, wenigstens von aller schweren Arbeit sich enthielt. „James, sagte dann der Lord öfters, du hast auch äußerlich dem Gesetz deines Vaterlandes, das gerechte Strafe über dein Verbrechen aussprach, Genüge geleistet. Zehn Jahre in Botany-Bay wären für deine leibliche Kraft kaum so anstrengend und hart gewesen, als die zehn Wochen, die du hier auf der Insel verbracht hast. Ich hoffe, dieß sind die Wege des Friedens und der gnädigen Führung, um dich eher wieder in die Arme deiner Mutter zurückzubringen."

An einem Feiertage, als sich James in der heißen Mittagszeit mit seinem lieben Buch in den Schatten eines Felsen gesetzt hatte, um da leiblich und geistig auszuruhen, hörte er plötzlich mehrere laute Stimmen in der Sprache seines lieben Vaterlandes reden. Er wendete sich um, und sah, daß der edle Lord mit noch zwei andern Herrn auf ihn zukam. „James, sagte der Lord, der Tag der Erlösung, der Tag der Heimkehr zu unserm Volk und in unser Land ist gekommen. Ein englisches Schiff, das aus Ostindien zurückkehrt, liegt nicht fern von hier vor Anker; ein Boot, darinnen diese Männer waren, ist hieher gekommen, um frisches Wasser einzunehmen,

es wird uns noch in dieser Stunde zu Schiff bringen, dessen Kapitän noch überdies mir wohl bekannt ist."

Der arme James war bei dieser Nachricht auf eine eigene Weise bewegt worden. „Ach mein Herr, sagte er mit einem schmerzlichen Lächeln, wie darf ich, der arme Verbrecher, meinem Vaterland und seinen Gesetzen mich nahen?"

„Du gehst, antwortete der Lord, unter Gottes, und wenn ich Das hinzusetzen darf, auch unter meinem väterlichen Geleit und Schutz zurück in's Vaterland. Ich werde dort für dich reden; was billig ist wird geschehen."

Die Verabschiedung vom Hause des Colonisten war geschehen. Der edle Lord hatte das Boot, das Wasser holte, in Eil wieder zum Schiff gesendet, und dort sich aus der Börse des Kapitäns ein Darlehen verschafft, mit welchem er die Leute des Hauses, das sie beide nach ihrem Schiffbruche aufnahm, so reichlich beschenkte, als ob sie hier die stattlichste Bewirthung und Bedienung in Anspruch genommen hätten. Selbst die alte Mulattin schien gerührt beim Abschied, und begleitete ihre bisherigen Hausgenossen bis an's Boot; James dankte ihr noch einmal mit Thränen in den Augen für das theure, werthe Buch, das sie ihm schenkte.

Während nun die Beiden auf dem englischen Schiffe, dessen Kapitän sie freudig aufnahm, ihre Reise ohne allen Anstoß vollends nach England fortsetzen, ist es Zeit uns auch einmal wieder nach der Mutter des James umzusehen. Vielleicht erscheint

es hart von dem Unteroffizier, der die von James so schnöd vergeudete Bibel an sich kaufte: aber es geschah von ihm in guter Meinung, daß er bei seiner Rückkehr nach London nichts Eiligeres zu thun hatte, als zu der armen Mutter, deren Wohnung er beim Gefängnißwärter erfragte, hinzugehen, und derselben ihre Bibel wieder zu geben. „Da habt ihr nun euer letztes Kleinod wieder, sagte er, euer Sohn war es nicht werth; er hat's um ein Glas Branntwein verschleudert."

Durch diese Nachricht wurde die arme Mutter vollends ganz zu Boden geschmettert. Ein Schrei des Schmerzens entfuhr ihr, sie sank todtenbleich hin auf den hölzernen Sessel, der, nebst einer Bank mit Strohkissen, noch das einzige Geräthe ihres Zimmers geblieben war. Sie hatte längst schon geglaubt, keine Thränen mehr zu haben; nun flossen dennoch Ströme der schmerzlichsten Thränen. Auch die letzte Hoffnung, die sie noch gehegt hatte für James, schien ihr nun dahin zu seyn — der Sohn der Schmerzen war zum Gerichte reif. — Mitleidig stand der gutmüthige Unteroffizier: „Tröste euch Gott, ihr armes Weib, rief er, ich kann euch nicht trösten. Aber ich komme bald wieder zu euch."

Der Unteroffizier lief eiligst nach Hause zu seiner Frau, die in ihrer Weise eben so wohlwollend war, und mit dem Geschäft einer Wäscherin, das sie betrieb, sich wohl ernährte. Die Wohnung des Unteroffiziers lag zum Glück von der der Wittwe nicht weit ab; die beiden Eheleute waren deßhalb bald wieder bei der Leidenden, die sie, ausgestreckt auf das

Strohlager, in den heftigsten Brustkrämpfen antrafen. Die mitleidige, arme Hausgenossin stand bei ihr; aber es fehlte auch an Allem, was ihr hätte können zur Erquickung dienen. Das gute Weib des Unteroffiziers lief sogleich, holte einen Arzt, der in der Nähe wohnte, und in dessen Hause sie als Wäscherin bekannt war; besorgte dann Thee und einige andere Stärkungen. Der Arzt sagte: „Hier bedarf es vor Allem der Ruhe; und der ausgemergelte Leib muß Nahrung und Pflege haben." Der Unteroffizier hatte indeß dem Arzte Alles, was er von dem Schicksal der armen Wittwe wußte, erzählt. Der Doktor war gerührt. „Laßt jetzt mich sorgen, sagte er, ich habe eine Freundin, Miß Emilie L., der es Lust ist, wohlzuthun, und die Thränen solcher Schmerzen zu stillen. Noch heute soll die Arme haben, was sie bedarf."

Der Arzt hielt Wort. Noch an demselben Tage erhielt die Wittwe einen Besuch der edlen Miß Emilie L., welche mit dem geistigen Troste, welchen sie aus der rechten Quelle zu schöpfen wußte, zugleich den leiblichen brachte. In der nächsten Nacht schlief die Leidende in einem sanften, bequemen Bette; sie aß und trank aus der Küche der Emilie L.; seit der langen Zeit ihres Wittwenstandes war ihr armer Leib nie so gelabt und gepflegt worden, als jetzt, wo er eben beides am meisten bedurfte.

Aber bei diesem Allen blutete dennoch die innere Wunde, der Schmerz um den verlorenen Sohn, noch immer fort. Es nahte jetzt Ostern; acht Monate waren vergangen seit der furchtbaren Stunde des

Abschiedes von James. Da kam Nachricht: das Schiff, welches jene Verbrecher, unter denen James war, hinwegführte, sey wahrscheinlich untergegangen. Der unglücklichen Mutter blieb die Nachricht nicht verborgen. „Ach, so weinte und betete ste, wenn auch der Leib zu Grunde gegangen ist, möge doch Gottes ewiges Erbarmen die Seele gefunden und gerettet haben."

Um dieselbe Zeit, als in London Viele, vor Allen die Freunde des edlen Lords, den vermeintlichen Tod der Ihrigen beklagten, war der Ostindienfahrer, der den James und seinen väterlichen Freund an Bord hatte, schon an der Küste von England, im sichern Hafen gelandet.

Als die Beiden, am dritten Tage nach ihrer Landung, auf der Themse hinanfuhren, fragte der Lord den James: „Sage mir, mein junger Freund, im Fall dir, wie ich es hoffe, deine Schuld vergeben, und dir verstattet würde, als reuiger und durch Gottes Gnade gebesserter Sünder, im Vaterland zu bleiben, welchen Stand würdest du dir wählen?" — „Keinen andern, sagte James, als den Stand eines Tagelöhners. Ich habe nun arbeiten gelernt, und hoffe hier in England wird mich's auch minder sauer ankommen, als im heißen Afrika. Im Schweiß meines Angesichts will ich von nun an mein Brod essen, und jeden Bissen mit meiner armen, lieben Mutter, wenn sie anders noch lebt, theilen."

„Brav, sagte der Lord, zum Landbauer kann ich dich selber machen."

London war erreicht, und James mußte den edlen

Lord in sein Haus begleiten. Die Menge der Dienerschaft, die Pracht und der Reichthum des Hauses setzten den Jüngling in eine nicht geringe Verlegenheit. „Seht da, sagte der Lord, als die ersten, innigen Bewegungen des Wiedersehens der Seinen etwas stiller geworden waren, den Retter meines Lebens. Dieser junge Mensch hier, ein durch Gottes Gnade geheilter und bekehrter Sünder, hat mich mit eigener Lebensgefahr auf seinen Schultern den durch die Ebbe gebahnten Weg, über die Sandbänke des Meeres getragen, als meine Kraft so schwach war, daß mich die wiederkehrende Flut, unfähig ihr zu entfliehen, gefunden und verschlungen hätte. Er ist mein Krankenwärter, mein Pfleger, mein Versorger gewesen im fremden Lande; hat für mich dort, mit aufopfernder Treue, des Tages Last und Hitze getragen, und in der That, daß ich euch wieder sehe, das danke ich nächst Gott diesem Jüngling."

Die edle Dame des Hauses und die beiden Schwestern des Lords dankten dem James mit Thränen im Auge; James, so sehr ihn Verlegenheit und noch mehr das Gefühl seines Unwerthes drückten, empfand ein Vorgefühl der Freuden des Himmels.

„Du bleibst heute hier, sagte der Lord, deine Angelegenheit besorge ich, und morgen suchen wir zusammen deine arme Mutter auf."

Man wies dem Jüngling ein Zimmer an. In wenig Stunden sah er sich mit anständigen Kleidern versorgt; eine volle Börse mit Gold reichte ihm der Lord mit den Worten: „Das gebe ich dir im Voraus für deine künftigen Taglöhnersdienste; theile diesen

Bissen mit deiner Mutter." — Auch der Sachwalter, der im Dienste des Lords stand, war nicht müßig gewesen. Auf die Fürbitte und Bürgschaft des hohen Lords durfte James frei in die Stadt gehen, wohin er wollte, bis seine Sache vor Gericht entschieden sey. — Selbst von James Mutter hatte man Erkundigung eingezogen, und erfahren, daß sie im erträglichen Wohlbefinden sey. Die Zurückkunft ihres Sohnes war ihr noch verschwiegen worden.

Am andern Morgen, am heiligen Osterfeste, befahl der Lord dem James, ihn in seiner Kutsche zu begleiten. Sie fuhren zuerst zur Kirche, um Gott mit seiner Gemeinde zu danken für ihre Erlösung und Rettung, und mitzufeiern das seligst froheste Fest der Christenheit. Mit welcher Bewegung dieß geschahe, das konnte nur Der wissen, der nach einer solchen, acht monatlichen Trennung zum erstenmale wieder ein solches Fest mitbeginnt im theuern Vaterland. Gleich nach dem Gottesdienst hieß der Lord seinen Kutscher nach jenem Theile der Stadt hinfahren, wo James Mutter wohnte. Als die Beiden vor der Wohnung der Wittwe ausstiegen, ergriff den Jüngling ein so heftiges Herzklopfen, daß er sich erst fassen mußte, ehe er im Stande war, die Treppe hinanzusteigen. Unbemerkt kamen sie hinauf zu dem einsamen Zimmer. Der Lord trat zuerst hinein. „Liebe Frau, sagte er nach kurzer Begrüßung zu der etwas erschrockenen Wittwe, ich weiß, daß ihr von Herzen eine Christin seyd, und daß Ihr euern Trost und eure Freude an Gottes Wort findet. Ihr kennet die Geschichte vom verlorenen Sohne. Wie wär's, wenn

in diesem Augenblicke ein solcher verlorener Sohn zu euch hintrete und zu euch sagte: Mutter, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir, aber vergib mir all das Herzeleid, das ich dir angethan habe, würdet Ihr ihm wohl da von Herzen vergeben?"

„Ach mein James, mein James, rief die Mutter mit innigster Bewegung, lebt mein armer James noch?" — Er lebt nicht blos leiblich, sagte der Lord, er lebt geistig als ein geretteter und begnadigter Sünder!" — In diesem Augenblick ging die Thüre auf und James stürzte zu den Füßen seiner Mutter. — Die Thränen der Armen waren von nun an getrocknet; sie hatte den verlorenen Sohn und in ihm den Freund, den treuen Begleiter auf dem gemeinsamen Wege des Lebens auf ewig gefunden.

Der edle Lord blieb auf dem begonnenen Wege seiner Wohlthaten nicht stehen. Seiner vielvermögenden Fürsprache und kräftiger Verwendung gelang es, dem James, als dem Retter seines Lebens, Vergebung und die Lossprechung von dem Verbannungsurtheil auszuwirken; er selber war und blieb mit seinem ganzen Vermögen Bürge für das künftige Benehmen des Jünglings. Und er konnte Dieß getrost; für James und seine ganze spätere Lebensführung bürgte ein Anderer, der mehr als ein irdisches Vermögen, der Blut und Leben zur Bürgschaft dahin gegeben hat, und welcher kräftig sorget, daß keine jener Seelen verloren gehe, die ihm recht übergeben sind. — Auch hiebei blieb die Wohlthätigkeit des edlen Lords nicht stehen. Er beschenkte den James mit einem schönen Landgut, welches eines seiner vie-

len Besitzungen in Westmoreland war. Dorthin zog James mit seiner Mutter, ward der Trost ihres Alters, ein Freund und Pfleger der Wittwen, der Waisen, der Dürftigen; ein Muster und Vorbild aller christlichen Landleute der Umgegend. Nach seinem Tode, so hatte der kinderlose Lord es festgesetzt, sollte James noch ein zweites, ansehnlicheres Gut zum Erbtheil haben.

Auch das Versprechen, das der Lord dem armen, sterbenden Bill gab, hatte er nicht vergessen. Er suchte die alte Mutter und blinde Schwester des Verstorbenen auf und tröstete Beide geistlich und leiblich. Sehet dieß da, sagte er zu diesen, als er ihnen zu ihrer lebenslänglichen Versorgung ein nicht unbedeutendes Kapital anwies, als ein Erbtheil eures seligen Bill an, der uns mit den letzten Kräften seines sterbenden Leibes so weit durch's Meer hindurch gerudert hat, bis der Meeresstrom kam, der uns aus Bill's Händen in Empfang nahm und nach Gottes Rathe an den Ort unserer Rettung hintrug.

Wie die Saat, wird auch die Ernte seyn *).

Es schlug zehn, die akademischen Schulen waren geendet. Die Thüren der Studiensäle flogen auf; im bunten Gewirr stürzten heiter und glücklich, wie eine Schaar Vögel, welche dem Käfig entkommen, die Studenten heraus. Obgleich Eine Wissenschaft, Ein Lehrer und Ziel die jungen Leute vereint, so hatten doch die Schranken des äußeren Glücks in ihren heiteren Kreis sich gezogen. Man konnte unter ihnen, wenn auch nicht in greller Unterscheidungsfarbe, das Pochen auf Reichthum und Rang der Aeltern, die Unterwürfigkeit und Scheu der Armuth gewahren. Zurückgedrängt in einen Winkel standen mit trauriger Miene einige Dürftige, und während die große Anzahl der Glücklichen harmlos scherzt und jubelnd den lieben Angehörigen zufliegt, stehen Jene gebeugt und betrübt, als hätten sie Niemand, der Theil nähme und Kunde wünschte von ihrer nagenden Sorge. Einige aus ihnen aber spornen nun plötzlich mit ängstlicher Eile ihre Schritte. Es sind solche, die kaum vom Lernen gekommen, nun zum Lehren eilen, um durch mühsames Stundengeben im Tage das Bischen Brod zu verdienen, und dafür Nachts, wo die Ermüdeten, süßer Ruhe pflegend, in glücklichen Träumen schwelgen, jene Kenntnisse sich zu erringen, die sich der Reiche und das Glückskind so leicht aneignen könnte, und worauf sie bei allem Ueberflusse

*) Erzählungen von Ebersberg. 1 Bd.

an Zeit und Gelegenheit im gehaltlosen Treiben der Welt so häufig vergessen.

„Laß' zwanzig Jahre vorüberfließen," sprach Meister Sigismund, der, eben von einer weiten Reise nach langjähriger Entfernung zurückgekehrt, mit seinem Freunde die Studentenwirthschaft beobachtete, und dem der Hinblick auf die dürftigen Menschensöhne das Herz etwas schwer gemacht hatte, „denk' zwanzig Jahre dahingeflossen, und die Veränderung des Geschickes dieser jungen Leute soll dich in Staunen versetzen! So Mancher, der jetzt kaum weiß, womit er seine Blöße decke und wo er genug Brod für den Hunger nehme, hat sich dann Rang und äußeres Glück erkämpft; und viele der übermüthigen Bürschchen reicher und thörichter Aeltern werden schon das in wenigen Jahren durchgeschwelgt sehen, was der wucherische Vater und die rangstolze Mutter auf Kosten ihres Gewissens zusammengescharrt und den gierigen Erben unbeweint zurück gelassen haben. Dann wird vielleicht der größte Theil dieser reichen Studierenden von den ärmsten abhängig seyn und mancher vor den Thüren Desjenigen, auf den er nun fast verächtlich herabblickt, sein Heil suchen. Es ist so im Laufe der Welt, daß die Schulen des Mißgeschicks meistens die Pforte zum Tempel der Glücksgöttin öffnen, und daß die Günstlinge dieser selten die Gegenwart, und noch seltener eine freudenreiche Zukunft genießen!"

„„Du scherzest,"" sprach Sigismund's Freund. „„Wie kann der, dem es jetzt schon an jeder Stütze gebricht, Jenen, die Freunde, Beschützer und Geld

haben, den Rang abgewinnen? So etwas mag wohl einmal zufällig eintreffen, doch in der Regel — —"

Er wollte noch mehr sagen, als ein Unglücklicher sich nahte und Herrn Sigismund zagend und scheu, so daß man die Beschämung erkannte, welche das ungewohnte, schändliche Gewerb ihm verursachte, anbettelte. Dieser Bettler, welcher kaum in den Dreißigen seyn mochte, trug, wenn gleich abgenützte und zerrissene Kleider, doch solche, die einst keinem gemeinen Stand angehört haben. Das Haupt hielt er so zur Erde gebeugt, daß Sigismund nicht in sein Gesicht zu blicken vermochte. Der Meister reicht ihm eine Gabe, der Bettler will danken; er sieht zu dem Geber auf, will sein: „Vergelt's Gott!" stammeln, da zittert er plötzlich am ganzen Leibe, der Hut entfällt mit der Bettlergabe seiner zuckenden Hand und eine gähe Röthe der Scham überzieht das blasse Gesicht, in dem man nichts, als tiefe Spuren erlittenen Elends erspäht. Jetzt wischt er aus seinen trüben Augen große Thränen und spricht: „Meister Sigismund! müssen wir uns also begegnen!" darauf faltet er die Hände, und weint wie ein Kind.

Sigismund staunt, sich von dem Bettler, der ihm ganz unbekannt scheint, nennen zu hören. Dieser aber fährt in abgebrochener, durch Regungen der Scham und häufiges Schluchzen oft erstickter Rede fort: „Kennen Sie, edler Meister, Ihren Schüler Rosambert nicht? Ja, ich bin es, ich, der unglückliche Rosambert, der in solchem Elend und Jammer vor Sie hintreten muß!"

Der Meister war außer sich; Erstaunen, Mitleid und Neugier regten sich in seinem Innern zugleich. Er fand kaum Worte, seine Zweifel zu bezeichnen. „Wie, ist es möglich, Herr von Rosambert," spricht er, „daß Sie in eine solche Lage gekommen? wo ist jenes Gut, das Sie von Ihrem Vater geerbt?"

„„Ach, edler Herr, das ist seit Langem von wucherischen Gläubigern erbeutet.""

„Und Ihr schönes Haus in der Stadt —"

„„Die Ränke eines nichtswürdigen Weibes haben mich darum, wie um Alles gebracht! — Ja, Sigismund! ich habe nichts, ich bin namenlos elend geworden! ach, wie oft habe ich an Ihre Worte gedacht, mein gütiger Meister: „Lerne, was du kannst, die Zeit wird kommen, wo du es brauchst!" O hätte ich es doch gethan! Was hätten Trug und Ränke mir anhaben können? — Nun aber stehe ich, als ein unwissender Mensch, geplündert und verachtet, in der selbstsüchtigen Welt. O ich habe viele hundert Nächte hindurch geweint, ich habe meine thörichten Aeltern verwünscht — aber keine Reue wandelt den Thoren zum Weisen um! Taglöhnerdienst kann ich nicht leisten, mein klägliches Wissen vermag mich nicht zu erhalten, — so darbe ich hin — Andern ein schreckliches Beispiel!""

Also sprach unter Thränen der unglückliche Rosambert. Er war sehr angegriffen und kämpfte noch immer mit der vertraulichen Neigung zu Sigismund und mit der marternden Bettlerscham. Da ergriff der Meister des Unglücklichen Hand und sprach: „Rosambert! hier meine Adresse. Kommen Sie, in einer

Stunde längstens, in meine Wohnung; dort wollen wir sehen, was zur Milderung Ihres Looses zu thun. Jetzt aber gehen Sie. Die Neugier der Vorüberwandelnden ist rege geworden, und ich sehe auch, daß Sie äußerst ergriffen sind!"

Tief gebeugt schied Rosambert. Sigismund aber blickte auf den erschütterten Freund. „Du hast diese Familie gekannt," spricht er, das abgebrochene Gespräch mit einem leisen Vorwurfe fortsetzend, „du hast sie gekannt mit all ihrem Geldstolz und Uebermuth; du hast oft meine Lage in dieser Familie beklagt, wo man, Kenntnisse und Wissenschaften, als im Solde des Reichthums, mit Füßen tretend, mich mehr für den letzten der Diener, wie einen Freund und Wohlthäter des einzigen Sohnes, behandelt; — hättest du in dem kurzen Zwischenraum von zehn Jahren dieses Loos für den unglücklichen Erben erwartet? Leider, mein Freund, sind solche traurige Ereignisse nicht so selten, daß wir sie bei einiger Aufmerksamkeit nicht öfter gewahren könnten!"

„Und sieh' auf uns selbst, haben doch auch wir vor fünfzehn Jahren noch in einer dunkeln feuchten Kammer, mehr unter als über der Erde gewohnt; erinnerst du dich, daß wir oft, mit der gemeinsten Sorge ringend, gedarbt, oft das einzige bessere Kleid, wie Brüder getheilt? Ja, auch wir haben gelitten und mit tausend Entbehrungen als Studenten gekämpft. Wenn uns nun auch das Geschick weder auf hohe Stufen des Ranges gehoben, noch mit überflüssigen klingenden Gaben seiner Gunst, nach welcher die kurzsichtige Welt den Glücksstand zu messen

pflegt, beschenkt haben mag, so besitzen wir doch mehr, als wir bei unsern mäßigen Ansprüchen an's Leben gewünscht und gehofft; ja, mein Freund, wir sind glückliche Männer geworden!"

„„Welche Erinnerungen!"" rief Sigismund's Begleiter aus, „„du hast Recht, alter Geselle, ich fühl' es dankbar, das Glück hat uns nicht mit zornigen Blicken betrachtet.""

„Aber schreibe dem Zufall nicht zu," fuhr der Meister ernster fort, „was Schickung des Himmels und Werk unseres Fleißes ist! Gut wird es allen Menschen gehen, wenn sie's nur selbst wollen, und Keiner aus den jungen Leuten, die du hier gesehen, ob sie nun arm oder reich sind, wird einst eine jämmerliche und trübselige Rolle auf der ernsten Bühne des Lebens spielen, wenn er Herz und Geist dafür zu befähigen und zu bilden bemüht war. O! könnt' ich meinen Kindern den gebeugten bettelnden Rosambert weisen! könnt' ich ihnen oft genug mit väterlich warnendem Tone zurufen: „Lernt, liebe Kinder! was und so viel ihr vermögt; entbehrt und duldet, wenn's seyn muß, es kommt eine bessere Zeit! Vor Allem aber verlasset die Wege der Tugend und Frömmigkeit nicht; denn auf anderen Pfaden gibt es weder Freude, noch Glück!"

„Nun aber fort in unsere vier Pfähle. Rosambert harrt dort Unser; er soll fortan nicht betteln; Ihm, meinem ehemaligen Schüler, muß auf die eine oder andere Weise geholfen werden."

Der redliche Sohn *).

I.

In dem Ladenstübchen des hochbejahrten Dorfkrämers Hermann Walther waren alle die Anwesenden sehr trübe gestimmt. Selbst die Freude, daß sein Sohn Gustav in diesen Tagen heimkehre aus dem Soldatendienste, konnte die Furchen der Sorge nicht von der Stirne bannen. Sein Weib lag krank, und das schmerzte tief ihn in der Seele schon, obgleich Dorothea, seine Tochter, sanft und innig und aufmerksam, wie solches die fromme Kindesliebe thut, der Kranken als ein Trostesengel stets zur Hilfe stand. Aber das Blei des Kummers hatte der Betrüger M..., vom benachbarten Dorfe ihm auf die Brust gewälzt, denn ihm hatte Hermann viele Waaren, an Werth 1200 Gulden, anvertraut, und derselbe war flüchtig gegangen, und ließ alle Schulden unbezahlt. Nun sollte Hermann Walther auch seine Schuld tilgen, welche bei dem reichen Kaufmann Vernet in der Rheinstadt K. im Gläubigerbuche noch nicht ausgelöscht war. Aber er konnte leider nicht zahlen, denn für das Wiedergenesen seines Weibes hatte derselbe bereits gewichtige Summen verwendet, obwohl bis hieher fruchtlos, und nun mußte der Schwergeprüfte

*) Rosen und Dornen von A. Hungari.

noch den Geldverlust durch den Betrüger M... tragen. Da saßen die Armen beisammen nnd zitterten und weinten. Gern hätten der Vater und die Tochter ihre Zähren vor der Mutter verborgen, aber wie konnten sie? Hatte ja dieselbe in dem Briefe des Kaufmannes Vernet gelesen, daß ihr Mann binnen dreien Tagen zahlen müsse, sonst würde derselbe, nach den Rechten, gewißlich in den Schuldthurm zu K. geworfen. Sie jammerte bang auf und dieser schwarze Herzenskummer verschlimmerte noch ihr Krankheitsübel. Versteigern konnte Hermann Nichts lassen, denn er wohnte nur in der Miethe; dabei waren seine Hausgeräthe werthlos und wenige. „Wann werden diese Prüfungen enden?" seufzte die Kranke, und Hermann, gestützt auf das glaubensvollste Gottvertrauen, sprach ihr Muth ein mit dem Bibelspruche: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er!" und tröstete sie mit dem Wechsel alles Irdischen, und daß vielleicht ihrer Familie, wenn auch spät, doch ein Glücksstern aufgehe.

„Jesus, Maria und Joseph!" schrie auf einmal Dorothea laut und bestürzt auf, die seither, an das schmale Fenstergesimse den Kopf gelehnt, dem Elterngespräche zugehorcht hatte. „Da kommt ja Vernet, begleitet von einem Amtmanne, zweien Gerichtsdienern und Soldaten! Das halbe Dorf zieht ihm nach! Vater! Mutter! Da ist er schon! Er kommt in unser Haus! Gott steh' uns bei!"

Das Klopfen an der Thüre bedeutete die Forderung um Einlaß, und die laute Weise desselben verrieth Menschen, welche auf den sichern Einlaß ein

Recht haben mochten. Dorothea raffte sich muthig zusammen, war sie ja fast auf Alles vorbereitet, mit den Ihrigen, was da kommen werde. Das Mädchen öffnete die Thüre und hereintraten der Kaufmann Vernet und die Gerichtsdiener, in der Mitte der Amtmann. Die Soldaten harrten draußen, jedes Auftrages gewärtig. Dorothea ging voraus, ohne nur zuvorkommende Aufmerksamkeit für die Eintretenden zu äußern, sah sie doch in diesen Männern gleichsam die Todtengräber für das Lebensglück ihrer Familie.

„Könnt ihr zahlen, Hermann Walther?“ fragte der Amtmann mit zischelnden Worten, welche ein neckender Husten unterbrach.

„„Gott weiß es, ich zahlte gerne, doch Unglücksfälle bitterster Art suchten mich heim, darum verzeihe man mir, ich kann jetzt nicht zahlen!““ sprach Walther und vom Krankenbette her unterstützte sein Wort das leidende Weib.

Das Auge Vernet's zuckte wild-spöttisch und eine Hölle loderte in demselben. Es blieb starr auf den Amtmann gerichtet. Der verstand diesen Blick.

„Und sind auch sonst keine Güter zur Entschädigung Vernet's da?“ fragte der Amtmann heftig.

„„Keine!““ versetzte Walther dumpf und ging nach dem Krankenbette hin, um sein Weib, das in heißen Fiebergluten litt, zu beruhigen.

„So seid ihr dem Schuldthurme verfallen, und jetzt schon werdet ihr dahin abgeführt!“ sprach hart und herzlos der Amtmann und rief den Soldaten durch's Fenster zu, daß sie hereinkommen sollten, um den Gefangenen zu überwachen.

Die Gerichtsdiener ergriffen nun den Walther und schraubten ihm die Daumen zusammen. Dorothea drängte sich nach ihrem Vater hin, gleichsam um die rauhe Gerichtsdienerhand von ihm abzuwehren. Doch der Amtmann griff in die aufgelös'ten Haarlocken des Mädchens und schleuderte dasselbe zurück. Dorothea warf sich jetzt dem Kaufmanne zu Füßen und flehte dessen Herz um Mitleid und Erbarmung an. Doch auch diese Bitte war umsonst. Krampfhaft verzerrte Vernet sein gräuliches Gesicht und blieb stumm!

Walther wollte von seinem Weibe und von seiner Tochter Abschied nehmen, aber auch dieses Lebewohl versagte man ihm. Sie stießen ihn fort. Da hörte man plötzlich ein Röcheln und Aechzen und Stöhnen. Es war die Kranke. Der Schrecken hatte sie gelähmt, und der Jammer gab ihrem Herzen den Todesstoß. „Gott vergib euch!" rief sie noch und verschied. Dorothea blieb sprachlos, als ihr Vater vom Krankenbette fortgerissen wurde, der noch seines Weibes letzten Kampf gesehen und scheidend ihr Sterbewort gehört hatte. Dorothea lag ohnmächtig am Boden.

II.

Das Landhaus zum goldnen Rebstock, eine Tagereise weit von der Rheinstadt K. gelegen, war von Gästen umringt und man erfreute sich des erwachenden Frühlings und der lauen Abendluft, welche leicht in dem Blüthengezweig der Bäume spielte. Dämmerungsgrauen spann sich immer trüber und trüber um die Gegend und zwang die lärmenden Gäste bald in das Landhaus, wo beim frischen Trunk Weines die An-

wesenden sich noch erquickten. Alle Gäste schienen froh. Nur Einer derselben schien sich nicht in den hier waltenden Frohsinn theilen zu können. Tief im Zimmer, beim einsamen Tische, saß ein junger Mann im Reisemantel, stumm und in sich versenkt. Seine Nachbarn kümmerten sich wenig um den steinernen Gast, über dessen Lippen noch keine Silbe geklungen war. Bläße und Röthe wechselten in dem sonst anmuthigen Gesichte. Nur zuweilen glänzte das große schwarze Auge unter dem Hute hervor. Selten griff er nach dem Glase, welches wie Wermuth ihm zu schmecken schien. So mitten unter dem Geräusche blieb er in sich gekehrt, gleich dem Tiefsinne, welcher Alles um sich her vergißt und den Ausweg aus Dornenschluchten des Unglückes finden möchte. Auffallend sprach aber auch hin und wieder aus seinem Antlitze ein Spannen in plötzlicher Bewegung und ein siegendes Lächeln, als sey es das Erwachen kriegerischen Kraftgefühles, und dann wieder verdunkelten, wie Herbstnebel die Flur, Kummerschatten sein ganzes Wesen.

Noch immer saß der Fremde schweigend. Ein Chor fahrender Bergleute trat so eben ein und ließ sich in den artigsten Gesangesweisen hören, und alle Gäste lauschten überrascht und entzückt den Aelplern. Immer kräftiger und bald wieder schwermüthiger klangen die Lieder der Bergmannsfreiheit und der Bergmannssehnsucht. Jedermann reichte den rüstigen Söhnen der Schweizerthäler und der Alpenkuppen das gefüllte Glas, und fast jedes Liedchen mußten sie auf allgemeines Verlangen wiederholen.

Der Fremde saß, vom Gram im innersten Herzen bewegt. Er dachte an die schönen Tage der Kindheit und an einen guten Vater und an die sanfte Schwester und an die jüngst gestorbene Mutter, und auch an das Unglück, welches die Seinen so zernichtend heimgesucht. Er blieb stille, vertieft in's Gedenken an sein Heimathdörfchen, und rückte leise den grünen Hut und eine Thräne perlte über das vom nahen Lichtschein erhellte Angesicht. — Es mochte jedoch ihn selbst angenehm berühren, daß er vereinsamt saß und keine nachbarliche Neugierde ihn in seinem Sinnen und Betrachten störte. War ein Plan, zum Glücke der Seinen, im Innern ihm aufgestiegen, daß ein freundliches Lächeln ihm über die Wangen glänzte, dann blieb dieses Freudenbild auch nur im Plane, da Verhältnisse seinen Entschlüssen sich entgegenthürmten, die felsenschroff emporstarrten und auch nicht den kleinsten hellen Aussichtspunkt zur Vollendung gewährten.

Der junge Mann war Gustav Walther, der Sohn Hermann's. Er hatte mit Ehren die Soldatenkleidung abgelegt und sich bieder und emsig während seiner Dienstzeit bewiesen. Er hatte den vortrefflichsten Abschied erhalten. Der Oberst des Regimentes kannte seinen Werth und hatte geprüft seine Wissenschaft, und empfahl ihn kurz vorher noch dem Wohlwollen des Königs. Die Gnade des Königs bestimmte den Sohn des Landkrämers zum Stabsoffizier, eine Auszeichnung, welche nur den Söhnen aus vornehmer Familie sonst geworden. Aber Gustav ersehnte schon längst den Tag der Entlassung, um heimzukehren in

sein Dorf und daselbst seinem alten Vater die Geschäftsmühen zu erleichtern. War ja derselbe hoch bejahrt und bedurfte der kindlichen Stütze. Doch Gustav, welchem die Abschiedsstunde vom Kriegerstande endlich schlug, und der die nahe Zukunft im elterlichen Hause mit Rosen der Freude sich schon besäumte, wollte sich aus dem Zeughause gerade entfernen, als noch ein Brief mit schwarzem Siegel eintraf, von seiner Schwester Dorothea geschrieben. Zitternd erbrach er das Schreiben und sah und las und erfuhr das Schrecklichste. „Komme nur heim zu mir jetzt, daß wir berathen, wie denn der Vater noch zu retten sey; todt ist die Mutter, und der altersschwache Vater soll doch nicht im Schuldthurme sterben! Wenn ich ihn doch nur daraus befreien könnte und würde zum Opfer dafür mein Leben gefordert! Das Grab der Mutter ist in der Mitte des Kirchhofes und ist dieselbe Gruft, in der die Großmutter ruht und welche mit dem großen Leichensteine bezeichnet ist. Ich habe dasselbe mit grünem Rasen und mit Blumen ausgeschmückt. Wenn du kommst, gehe nur nicht in unser Haus, bevor du erst an ihrem Grabe geweilt und für Sie gebetet hast. Ich sehe stündlich auf diese theure Stätte von dem Fenster meiner Kammer herunter, und höre das Flittergold im Winde rauschen, welches ich um das schwarze Kreuz gewunden habe. Dann denk' ich an den Vater und an dich, und weine!"

Gustav hatte dieses Briefchen wieder vor sich gehabt, und das machte ihn so theilnahmslos für die Freuden des Gesanges der Bergleute. Fast war es ihm, als müsse er die Zeit beflügeln, um bald bei

seiner Schwester zu seyn. Aber noch eine ganze Tagereise lag vor ihm.

In seiner rosenfarbenen Laune stieß der Wirth bald diesem und bald jenem Tische zu, und ermunterte die Gäste zum Trinken. So nahte der Wirth auch dem Fremden mit dem freundlichsten Abendgruße. Gustav Walther erwiederte fast unwillkührlich die Alltagshöflichkeit des Wirthes. In diesem erhob sich aber die Neugierde gewaltig, eine seiner hervorstechendsten Naturanlagen, und mit einer Miene, welche von Theilnahme den Ausdruck abgeben sollte, konnte er sich nicht genugsam wundern, daß in seinen schönen Gastzimmern und bei dem guten Weine Jemand lautlos und still und in sich gekehrt bleibe.

Einsilbig entgegnete Gustav Walther dem Fragenden.

Der emsige Wirth, dessen Neugierde hiemit noch keine Befriedigung finden konnte, nahm das Wort wieder und sprach zu Gustav:

„Wenn ihr heute bei mir zu übernachten gedenkt, so muß ich bedauern, daß ich mit bequemem Lager und freundlichem Stübchen nicht mehr dienen kann. Auch Alles, Saal und Fremdenzimmer, ist schon ausbedungen von einer Anzahl Jäger und Schützen, welche gerade heute ein Fest bei mir begehen wollen. Es ist nicht wenig Ehre für mein Haus, daß man unter seinen geräumigen Dächern solche große Festlichkeit zu feiern bestimmt. Aber auch trefflichst ließ ich mein Haus verzieren und ein halber Wald durchgrünt den Saal und Maiblumen duften auf allen Tischen!“

„„Also kein Zimmer mehr für mich?““ fragte der Fremde.

„Ja doch!“ versetzte der Gastwirth. „Droben in Nummer 16 der Fremdenstuben ist noch ein Seitenzimmerchen. Wenn euch das der reiche Musikalienhändler Schmidt abgeben will, nun so bin ich dabei. Der ist heute, gleich wie ihr, gar zu verstimmt, und ich glaube, daß ihr ganz zu diesem Herrn passet. Ich hab' es schnell herausgebracht, warum der reiche Mann so düster blickt. Sein Sohn ist einberufen zum Soldatwerden. Nun sucht er einen jungen Mann, der für denselben sich einstelle. Er bot große Summen aus. Allein umsonst seithin. Das Gesetz des Königs gebietet, daß ein Jeder, welcher für einen Andern sich einstellen will, bereits drei Jahre muß als Soldat gedient und sich dabei ein gutes Zeugniß über braves Verhalten erworben haben. Solchen Tugendhelden kann er nicht finden, und nach dreien Tagen schon ist die Zeit für den Abzug des Sohnes aus dem Elternhaus zum Rekrutenleben bezeichnet. Es gibt so viel der armen Menschen in der Welt, wenn davon nur Einer wüßte, der könnte für den Sohn des Kaufmannes einstehen und bei sonst reichstem Erfolg noch sein Glück machen!“

Gustav Walther fühlte brennende Glut in allen Adern. Sein ganzes Wesen schien verändert wie von einem Zauberschlage. Die Augen strahlten Freudenblicke auf den geschwätzigen Wirth. Er trank in hastigen Zügen sein Glas leer, und rief voll treibender davonstürmender Unruhe: „„Führt mich zu diesem Musikalienhändler, Herr Wirth, diesen Augenblick noch!““

„Geduldet euch nur, der Kellner soll euch hinauf-

führen!“ sprudelte der Wirth mit fast jubelnden Worten dem Fremden zu, in sich eine unaussprechbare Freude fühlend, daß es seinem Verstande und seinem Redefluß gelang, den stummen Gast doch in einige Bewegung gesetzt zu haben.

Der Rebstockwirth zog an dem Mahnglöckchen und verabschiedete sich, indem draußen gewaltiges Lärmen rege ward und tobendes Pferdegewieher die Ankunft der Schützen und Jäger deutete. „Ich wünschte,“ rief der Geschwätzige noch von der Thüre her, „daß ihr diesem Feste angeschlossen wäret, vielleicht kämen bessre Gedanken in euer Gehirn, denn ihr scheint ja gar so verlegen, und scheint Schweres im Herzen zu bergen!“

Der Wirth verschwand. Ein Kellner kam. Gustav Walther folgte ihm.

III.

Der Musikalienhändler Schmidt hatte zum Uebernachten das Fremdenzimmer Nummer 16 erhalten. Er saß im Lehnsessel unruhig, und das Getöse jener herbeiströmenden Jäger und Schützen und das Rauschen der Waldmusik war ihm schon sehr drückend geworden in seiner finstern und mürrischen Gemüthslage. Er dachte an seinen Sohn, welcher, einberufen zum Soldatenstande, aus der Fremde nicht ankam, und für welchen er bis auf diesen Augenblick noch keinen Einständer gefunden hatte. Er kannte die kindliche Folgsamkeit seines Sohnes, aber vielleicht hat ihn der Brief mit dem Rufe zur Heimkehr in die Heimath verfehlt, oder derselbe ging auf dem Post-

wagen verloren. Der Vater sah in diesem Ausbleiben den Untergang seines einzigen Sohnes und einen Flecken unaustilgbarer Schmach für den seithin hochgerühmten guten Namen seines Hauses. Auch wußte er aus den frühern Aeußerungen seines Sohnes selbst, daß dieser gern in den Dienst für's Vaterland trete, ja daß er sogar sich dieser Zeit entgegenfreute; denn so reich er ist, so waren die Ausnahmen ihm doch stets verhaßt. Darum des Vaters Gram, darum sein Mißbehagen und seine Schlaflosigkeit. Die Gedanken benahmen ihm alle Ruhe. Er fühlte nun bei all' dem Besitze großer Reichthümer, wie man nur zu oft fremder Armen, zum Fortblühen des Familienglückes, bedürfe. Das Bewußtseyn, daß schon nach sehr kurzer Frist der Entscheidungstag komme, zerrüttete fast seine sonst so vielthätigen Verstandeskräfte. Ja den Augenblick mied er, wie ein schmerzerweckendes Loos, in welchem er, wenn er sein Weib und seine Töchter wiedersehe, aus ihren trauernden Mienen die Unzufriedenheit herauslese mit quälenden Vorwürfen, daß seine Kunde die trostloseste sey; und doch war sein Bemühen das emsigste und sorgfältigste, um einen Mann auszuspähen, welcher, zum Einstande für seinen Sohn, dem Gesetze des Königs genüge.

Da klopft es an der Thüre plötzlich, aber bescheiden leise.

Der Musikalienhändler schwieg.

Es wurde wiederholt angeklopft, und zwar heftiger.

Der Musikalienhändler glaubte, daß sich vielleicht Jemand verirrt habe. Er ging darum auf die Thüre zu und öffnete dieselbe. Er war nicht wenig über-

rascht, als er einen fremden aber stattlichen jungen Mann sah, welcher höflichst den Einlaß begehrte. Der Musikalienhändler vermuthete jetzt einen Schützen in ihm, und wies ihn nach dem Gange seitwärts, welcher zum Festsaale führe. Auch klang wieder Musik laut und munter.

Gustav Walther stand überlegend und entschuldigte sich bei dem Inhaber des Fremdenzimmers, daß ihn der Wirth müsse falsch belehrt haben, indem bei Nummer 16 noch eine Nebenstube frei sich vorfinde.

„Das ist allerdings hier," sagte der Musikalienhändler; „aber ich bin gern allein, und bedaure, daß ich nicht die Ehre habe Sie zu kennen, indem es mein Grundsatz ist, nur mit Bekannten auf der Reise meine Wohnstube zu theilen."

„„Nun ich will Ihnen bekannter werden!"" gab Gustav zur Antwort. „„Vielleicht nehmt ihr mich freundlicher auf, wenn ich Euch sage, daß ich Gustav Walther heiße, ausgedienter Soldat bin, und wieder Dienst nehmen möchte durch Einstand für einen Andern, der mir eine erträgliche aber gleichzubezahlende Vergütung gibt. Der Wirth meldete mir, Sie suchten eine solche Person.""

Das brachte für Gustav Walther die freundlichste Empfangnahme. Der Musikalienhändler erschien nun wie ein Freudentrunkener. Er begrüßte Gustav wie einen alten Freund und hieß ihn im Namen der Seinigen herzlichst willkommen. Aber mit jener kalten überlegenden Kaufmannsklugheit unterbrach plötzlich durch einiges Nachsinnen der Musikalienhändler den Ausdruck seines Frohgefühles, denn ihm war es, als

riefe Jemand warnend ihm in's Ohr: Nun, der junge Mann könnte denn doch auch ein Betrüger seyn. Er forderte darum die Einsicht der Papiere Gustavs und erhielt sie. Er las und las aufmerksam dieselben durch und betrachtete zuweilen die ganze Gestalt des Fremden, und als er dessen vortrefflichen Abschied gefunden, rief er aus vollem Herzen: „Bravo! das Spiel ist gewonnen!“ Er stand auf, führte den jungen Mann zum Tische näher und ließ aus dem Gasthauskeller einige Flaschen des besten Weines bringen.

„Und wie viel Geldes wollet ihr für den Einstand haben?“ fragte der Musikalienhändler.

„„Gebt mir 1200 Gulden, und ich bin zufrieden!““

„Das ist zu wenig. Ich gebe 2000 Gulden euch, denn ihr dürfet in mir keinen Undankbaren erkennen!“ jauchzte der glückliche Vater.

Gustav küßte dem Großmüthigen dankbar die Hand und gab die freudigste Zusage. Zwei Glückliche waren nun in diesem Zimmer, denn Einer nahm dem Andern den Kummer vom Herzen. Der Vater Schmidt sah nun seinen Sohn von Verfolgung und sein Haus von jeder Schmach befreit, und Gustav, der brave Sohn, konnte nun lösen die Ketten von der altersschwachen Hand des lieben und so hart vom Unglücke bedrängten Vaters.

Beide plauderten noch lange und begaben sich dann zur Ruhe.

Gustav konnte nicht ablassen von dem Gedanken an seinen Vater im Schuldthurme und an seine Schwester Dorothea im Leidenskämmerchen. Rettung für den Vater! klang als Losungswort durch seine Seele.

Hilfe! war der Ruf seiner Wünsche für die fromme Schwester, welche daheim sich abhärmte, ledig alles Trostes, und der alle Freudenblüthen aus den Lebenstagen ausgereutet lagen. An Nachtfrieden war nicht zu denken, wie wohlthuend auch ein milder Traum auf ihn hätte wirken müssen. Nicht Kummer war's, was ihn jetzt im kleinen Gemache rastlos hin- und hergehen ließ, sondern der Wunsch, daß der Tag bald anbrechen möge, daß der Vertrag mit dem Musikalienhändler fest geschlossen und seine neuen Dienstverhältnisse geordnet wären, und daß er am Abende mit dem Gelde zu seiner Schwester heimkehre, und auf den Sonntag dann der alte Vater wieder frisch aufathme in der Luft der Freiheit. Er betete noch für den Vater und die Schwester mit dem innigsten Flehen, daß der Himmel sich der Geprüften erbarme, daß sanfte Schlafruhe sich auf ihre Lagerstätten herabsenke, und daß ihnen Kraft bliebe zum Dulden und Ausharren, bis die Stunde der Befreiung von aller Qual ihnen schlüge.

Er wollte schlafen und konnte nicht, denn Freudenthränen benetzten stets sein Auge.

IV.

Dorothea saß in ihrem Kämmerchen. Es nachtete längst schon draußen, aber noch tief dunkler als die Schwärze der Mitternacht war es in ihrem Gemüthe. Wie wär' es auch möglich zu schildern, was in ihrem Innern vorging; wie wäre es möglich auch nur im Schattenbilde zu zeichnen jenen Widerstreit sich feindlich begegnender Verhältnisse, die den sonst lichten

Traumhimmel ihrer Jugendtage gewaltig erschütterten. Qualerregend war ihr der Gedanken an den alten Vater im Schuldthurm, erhebend dann der Blick auf Gustav und vernichtend die leiseste Erinnerung an Vernet. Es war zu viel für das schwache Mädchen. Dorothea wollte weinen, aber der Thränenquell schien ausgetrocknet und versagte seinen Trost, und dabei besaß sie keinen vertrauten Menschen im Dörfchen, in dessen Brust sie allen ihren Gram hätte ausschütten können. Mit jedem Stundenschlage stieg ihre Angst, ob denn Gustav komme, zur Rettung des Vaters. Einen Wunsch hegte ja nur ihr edles Herz, nämlich ihren geliebten Bruder wiederzusehen und ihm vorzuführen in ungeschminkter Erzählung die ganze Wüste des häuslichen Elendes und ihn anzuspornen, daß er Mittel ersinne, welche auf rechtlichem Wege den armen Vater befreiten. Aber wie wäre solches möglich, der Bruder hatte ja doch auch keinen Geldüberfluß. Das zerriß wieder den Blumenkranz ihrer Hoffnung, deren Schimmer gar oft täuscht, wie das Irrlicht, welches die Augen blendet und den irren Wandler, der ihm nachfolgt, in Moorgründen versinken läßt. Wiederholt fühlte sie den Drang in's Freie hinauszustürzen, um dort unter Gottes freiem Himmel ihr Leid auszuklagen und ihren Seelenschmerz auszujammern.

Das Kämmerchen ward der guten Tochter gleichsam zu enge, zu dumpf. Ihr Geist war des Trostes bedürftig. Wo? und Wie? sollte dem unglücklichen Wesen Ruhe werden, das vor dem sehnsüchtigen Blick keine Aussicht der Rettung für den Vater hatte. Eben

bemerkte sie, bei dem Schauen durch das Fenster, wie so still der Mond am Himmelsgewölbe heraufschwamm. Der Kirchhof lag gar friedlich im Dämmerstrahle des Mondes. Stille waltete ringsum. Dorothea schaute hinaus und zurück und legte die Hand vor die glühende Stirne. Sie besah den schmalen Pfad, der von ihrem Hausgärtchen gerade zu dem Gefilde der Todten führte, und plötzlich eilte sie zu den Gräbern hinaus, und stand auch schnell an dem Leichenstein über der Gruft ihrer Großmutter und ihrer Mutter. Der weiße Leichenstein glänzte wie das blasse Antlitz der Schwermuth im Mondlichte, und die goldene Inschrift war vom Laub des Cypressenbaumes überweht, der um den ganzen Hügel seine Zweige verbreitete. Die Blumen, von Dorothea in die Mitte des Grabes hingepflanzt, als blühten sie aus dem Herzen der Mutter hervor, waren benetzt von hellfunkelnden Thautropfen. Alles war so schweigsam und nur die Trauerbäume schüttelten geisterhaft ihre Aeste, vom Hauche der Nachtluft hin und her bewegt. „Süß muß die Ruhe der Todten seyn unter der Moosdecke hier!“ flüsterte Dorothea und nannte mit Andachtsbeben den Namen der guten Mutter. Sie bog sich auf den Grabstein nieder, um den erbaulichen Spruch zu lesen, welchen Gustav ehedessen für die verstorbene Großmutter verfertigt hatte:

Dir auch hat vom Dulderherzen
All die Nesseln scharfer Schmerzen,
Die so schwer, so heiß gedrückt,
Sanft der Tod nun abgepflückt!

Was dein Herz in frommen Stunden
Oft ersehnt, hast du gefunden;

Freiheit von der Pilgerlast,
Nach den Kämpfen süße Rast!

Weile drum, wo den Gerechten
Gottes Engel Palmen flechten,
Wo, entrissen jeder Pein,
Leuchtet dir Verklärungsschein!

Ihre Thränen vermischten sich mit den Thautropfen auf den Blüthenblättern umher. Dorothea betete für die Seele der Entschlafenen und betete zu Gott für das Heil ihres so schwer heimgesuchten Vaters; und als theile mit ihr gleiche Gefühle, so ernst sah der Vollmondschein herunter und versilberte die Flur der Verwesung.

Das Gewieher eines Pferdes wurde vernehmbar und der heftigste Peitschenknall knarrte durch die Lüfte. Dorothea fuhr zitternd auf vor Furcht, und wagte mit halbem Blicke nach der Gegend hinzuspähen, aus welcher das Getöse kam. Sie glaubte einen bösen Geist zu sehen. Ein Reiter im dunkeln Mantel saußte daher; so schnell schießt kein Stern seine Lichter, als der mit seinem Rappen zu fliegen schien. Hellauf-wiehernd bäumte sich das Roß, von Schaum um-sprudelt, und mit jedem Satze rief es das Echo der Gräber und der Berggeklüfte hervor, welches dann hohl und schauerlich durch die nahe Waldung fortdröhnte. Der unerwartete Reiter machte bei dem Eingange des Kirchhofes Halt, verhüllte mit dem Mantel sei-nen Rappen und band ihn fest an dem eingesunkenen Lindenstamme, welcher den Vorübergehenden am Tage zum Ruheplatz diente. Die Gestalt hatte so viel Un-heimliches, daß Dorothea vor Furcht hätte in die

Erde verſinken mögen. Die Dorfglocke ſchlug zwölf. Der Räthſelvolle bewegte ſich in die Mitte des Kirchhofes. Sein Antlitz war bleich und die Stirne von zerſtreut flatternden Haaren verdeckt. Das Mädchen, vor dieſer nächtlichen Erſcheinung ſcheu zurückbebend, verbarg ſich hinter den Leichenſtein des Muttergrabes, ſtrich die aus dem Nachthäubchen hervorquellenden Haarlocken über den Nacken und verhielt den leiſeſten Athemzug, um ſich nicht zu verrathen. Der Unbekannte murmelte unverſtehbare Worte vor ſich hin, tappte, manchen Schädel und Todtenknochen mit den Spornen hinter ſich aufſchleudernd, über die Gräber, und blieb vor dem Hügel ſtehen, hinter deſſen Geſtein und Baumſchatten das vielgeängſtigte Mädchen ſich hingekauert hatte.

„Gute Mutter, könnteſt du fühlen, was in dieſer meiner Bruſt ſich regt: wie jeder Gedanke der Rettung meines armen Vaters und der Beglückung meiner leidenden Schweſter gewidmet iſt, du würdeſt gewiß mein Wirken ſegnen! Deine Seele bitte Gott für mich, daß er mit mir ſey, und damit das Werk gelinge!“ — Mit dem Ausdrucke banger Wehmuth, aber auch mit dem Ausdrucke des chriſtlichen Vertrauens, hauchte die Geſtalt dieſes Wort aus, und das ſchwarze glänzende Auge blieb an dem Boden geheftet. Dorothea athmete ſchwer. Sie wechſelte Furchtempfindungen mit verhaltenem Lauſchen. Was ſie noch vernahm, war ein tiefes Seufzen, bis ſie die Worte deutlich verſtand: „dein Guſtav wird dir zur Seite ſeyn!“

Leiſe liſpelte das Mädchen den Namen „„Guſtav!““

und „Dorothea" hallte der süße, freudige Ruf an den Kirchhofwänden wieder. Die schwarze Gestalt richtete sich rasch auf. „Schwester! der Vater wird frei! Hier ist das Geld und noch mehr!" rief Gustav Walther laut auf. Dorothea glich einer Verklärten im ersten Freudenrausche. Gustav, der männlichernst bei dem Grabe geweilt, war nun für die seithin Trauernde wie ein tröstlicher Gottesbote aus jener Welt. Es war der edle Bruder ja, welcher spät in der Nacht erst ankam. Er ahnte solches Wiedersehen um die Mitternachtstunde nicht, obgleich ihm Dorothea geschrieben, daß er das Grab der Mutter besuchen, und daß er dann erst ihre kleine Wohnkammer betreten sollte. Die Geschwister standen auf den Lichthöhen des Lebens. Ihre Herzen pochten hoch auf. Sie fühlten die reinste Erdenseligkeit in dem Bewußtseyn, daß der Vater bald seiner Haft und dem Kerkerstroh entrissen würde. Dorothea wollte reden; sichtbar wurde der Kampf auf ihren Lippen; die Sprache wollte sich in Schilderungen ergießen, aber das Wort erstarb, und ihr Blick ruhte nur auf dem Auge des Bruders, in welchem ihr ein Himmel tagte. „Ich weiß zu viel!" ermannte sich Gustav, „ich habe Alles erfahren, ich habe, gleich dir, Unendliches erduldet! Fasse dich, gutes Mädchen, Gottes Vorsehung hat gewacht! Ich habe 2000 Gulden, dafür machst du den Vater morgen frei, und ich werde für diese Summe wieder Soldat, und mit dem Ueberreste des Geldes besorgt das Lädchen fort und nach drei Jahren, so Gott es will, bin ich wieder bei euch!"

Dorothea weinte und drückte dankbar die Hand

des liebevollen Bruders. Sie kannte das Opfer, welches er brachte. Sie konnte nicht genug sagen, was sie Alles für den großmüthigen Retter ihres Vaters empfunden.

Die Geschwister gingen langsam dem Wohnhause zu, wohin Gustav sein Pferd mitnahm. Der kleine Hund sprang umher und bellte, und besah mit hellleuchtenden Blicken lange den Heimgekehrten. Gustav belastete den Tisch mit den Geldrollen, und das ärmliche Gemach, welches vorhin noch Zeuge des bittersten Erdenwehes gewesen, wurde nun der Zeuge von dem neuerblühten Glücke für die Bewohner desselben.

V.

Der Gefängnißthurm, in welchem, wegen ihrer Schulden, sogenannte Betrüger aufbewahrt wurden, ein graues, alterthümliches, vielzerrissenes Gebäude erhob sich aus den Tiefen des östlichen Walles der Rheinstadt K. Die ungeheuern Steinmassen, die schmalen Fenster mit den verschlungenen eisernen Stangen, die zahllosen Spinnengewebe, die Nistung von Fledermäusen, die zerfallenen Treppen, welche zu einer bleibedeckten Thüre hinlenkten: dieß Alles enthielt so viel Schreckhaftes, daß, wer von Außen den freien Blick um das Gebäude schweifen ließ, bang die Augen niederschlug und im Herzen für Alle tiefes Mitleid fühlte, welche dem Grenzstein ihrer Lebenszeit in diesen Mauern des Unmuthes entgegenharrten. Abstoßend war das Aussehen der verzerrten Gramgestalten, welche grinsend durch die Eisenstäbe blickten. Die Wangen der Eingekerkerten waren zumeist schwarzgelb

und die Augen lagen matt in der eingesunkenen Höhle, denn der giftige Hauch der Kerkerluft verzehrte die Gesundheit, und Gram und oft auch verzweiflungsvoller Lebensüberdruß schlug die Denkkräfte der Seele in tödtliche Fesseln. Das Innere des Thurmes kam seinem Aeußern ganz ähnlich. Die Gemächer sahen trüb ja nachtdüster aus, und nur spärlich fiel das Sonnenlicht durch die Eisengitter. Die Gänge dehnten sich lange hin, aber sehr schmal. Zu beiden Seiten starrten Thüren von Menschenbehältern mit schwerem Metall beschlagen, und mit gewichtigen großen Schloßvorhängen scharf verwahrt. Eine Oellampe beleuchtete den Gang. Dumpfes Schweigen lagerte rings, welches zuweilen nur von den Seufzern der Unglücklichen und dem Kettengeklirre durchdröhnt wurde.

In einem dieser Gräber für die Lebendigen fand auch Hermann Walther seinen Aufenthalt, der des Betruges angeklagt, aber dessen aus eigener Schuld sich doch nicht bewußt war. In der Mauernische lag der Greis auf dem ärmlichsten Strohsacke. Der irdene Krug und das Stück Brod neben auf der hölzernen Bank bezeichneten den Schuldner, welcher nicht zahlen kann und sich somit als Betrüger erwiesen. Vom rechten Arme schräg zum linken Fuße herunter war er mit Fesseln gebunden. Die einzelnen grauen Haarlocken hingen zerstreut ihm über die Stirne herab. Er sah trüb aus, denn die Bläße des Kummers bedeckte sein Angesicht. Oft richtete er sich vom Strohlager auf und betete mit der innigsten Ergebung in die Fügungen Gottes. Was könnte wohl auch im Glücke die Brust uns mehr beseligen und in Stür-

men das Herz mehr erheben, als das Sichbeugen unter die Hand des Herrn, welche bald durch Blumen leitet und bald durch Dornen, aber dann doch gewiß stets zu unserm Besten! So tröstete sich auch der Alte mit der Ruhe des guten Bewußtseyns, daß er diese Strafe der Verbannung aus dem Kreise der Lebenden nicht verdient habe. Das allein nur pflückte jede neue Knospe der Heiterkeit von seinem Herzen ab, wenn er seines Weibes gedachte und die Kämpfe desselben auf dem Sterbebette; wenn er gedachte seiner Tochter und seines Sohnes, wie sie in frommer Liebe um ihn weinen und ihm nicht helfen können. Helfen wollen und nicht können, ist eine Wunde, welche mehr schmerzt in der Seele, als alle Pein des Körpers. Er hatte von Beiden Nichts mehr seit der Gefangennehmung gehört. Zuweilen richtete seine Sehnsucht zu dem Wärter die Fragen: Ob er von Gustav, ob er von Dorothea keine Kunde vernommen habe? Der Wärter hörte dann zwar den Unglücklichen, blieb aber stumm und ging, ihn nicht eines Blickes würdigend, zur Thüre hinaus.

Eines Tages hatte die Morgenglocke das Grauen des Tages verkündet. Hermann Walther schleppte sich, nach seiner schon angenommenen Gewohnheit, zu der von Würmern benagten hölzernen Bank, zum frischen Trunk Wassers und zum Brodstücke die Hand ausstreckend. Als er den Krug berührte, trank er, statt Wassers, den köstlichsten — Wein. Er staunte. Er glaubte noch zu träumen. „Was ist das?" fragte sein Wort die starren Wände. Er versuchte den Kraftsaft noch einmal, der ihm alsobald die Lebensgeister

anfrischte und die mürben und abgewelkten Glieder des Körpers stärkte. Zur Seite des Kruges stand ein Körbchen mit köstlichen Speisen angefüllt. Mehr hätte der Verlassene nicht erwarten dürfen am Abend seines Lebens und in dieser Gruft. Aber ein Räthsel blieb es ihm, wessen Herz ihn bemitleide, und wessen Hand ihm die Gaben der christlichen Milde dargeboten. Auf dem Tische standen Blumen und die Dornenkrone des Erlösers (denn das Bild des Gekreuzigten hing an der Mauer über dem Tische) war hinweggenommen und mit einem Kranze frischer, süßduftender Rosen vertauscht, vielleicht für den armen Dulder das Sinnbild, welches ihm deuten soll, wie das ungetrübteste Heil oft aus Stürmen geboren wird. Selbst das altergraue Gemach des Gefängnisses sah freundlicher aus; von der Seite blickte man durch ein stets sonst verschlossen gewesenes und nun geöffnetes Fenster in schöne von grünen Fruchtbäumen und tiefblauen Bergen begrenzte Gegenden. In der Nähe ragte das Frauenkloster der barmherzigen Schwestern mit seinen Schiefergiebeln aus dem Obstbaum-Schatten hervor, und man sah, wie dahin müd' und alt zahlreiche Pilger wandelten, welche in das Gras des Klosterhofes sich niederließen und daselbst durch die Bewohner dieser heiligen Mauern bewirthet wurden. Neugierig trug Hermann Walther die hölzerne Bank zum Fenster, und labte den an die Nacht der Kerkergruft gewohnten Blick an dem Blüthenschmucke der umliegenden Thäler.

Mehrere Tage verflogen und der Greis sah mit jedem Morgen in seinem Gefängnisse das Wunder

erneuet. Neugebrochene Blumen prangten um das Kreuzbild, den hölzernen unsichern Tisch vertrat ein besserer, und die Speisen im Körbchen waren ausgesucht, vielleicht nicht unähnlich jenen, wie selbige der Alte sonst vom eignen Tische gern zu genießen pflegte. Er fühlte ganz diese Wohlthat in ihrem Werthe und er konnte sich nicht länger zurückhalten in dem Bestreben, daß er das Unbegreifliche dieser Erscheinung ergründen könne. Er wollte dankbar jenem Edeln die Hand küssen, welcher mit so liebender Sorgfalt über seinem Leben waltete.

Es war Spätabend. Die Nachtlampe brannte mattleuchtend in die Dämmerung des Gefängnisses. Hermann Walther lag schon auf dem Stroh, wehrte jedoch mit Aufmerksamkeit die lockenden Bilder des Schlafes von sich, denn er wähnte gewiß einmal in der Nachtstunde zu entdecken, was ihm die Sehnsucht seithin mit wißbegierigen Fragen beschäftigte. Sein Auge leicht geschlossen, wachte dennoch. Die Mitternachtstunde schlug und aus der Ferne hörte man ein leises Heranschleichen. Die Schlösser der Thüre wurden geöffnet und sachte drückte ein weißer Arm den Riegel und die Pforte zurück. Ein Mädchen, bescheiden und sanft in seinem Erscheinen, auf den Wangen die Frühblüthe der Jugend und im Auge das Spiel des Unschuldblickes, trat schüchtern herein mit einer Laterne sammt Körbchen und Krug. Den Alten tiefschlummernd wähnend, nahte mit sinniger Vorsicht es dem Tische, stellte das Körbchen und den Weinkrug ab, und zierte mit Blumen den Tisch, welcher längst dem Gefangenen zum Betaltare geworden war.

Behutsam stand das Mädchen und freudig schien die Ruhe des Schlummrers auf das Gemüth ihm zu wirken. Ein leises Ach! entschwebte klagsam seinen Lippen. Es berührte die Hand des Schlafenden und zu dem bleichen Antlitze des Armen hingewendet, um welches der Lichtschein des Seelenfriedens schimmerte, sprach es: „Vater, lieber Vater, morgen schon bist du frei, dein Gustav hat dich gerettet!“ Dorothea war es. Sie schwieg jetzt.

Hermann Walther von seliger Ahnung die Brust erfüllt, regte sich halb empor. Dorothea, bestürzt, blieb wie festgebannt stehen, denn der Gefangene rieb sich die Augen und nickte dem Kinde freundlich zu.

„War's eine Traumstimme, der süße Ruf — Vater!“ — fragte der Alte.

Doch das Mädchen lag schon unter Wonnezähren an seiner Brust.

„Wer bist du, Trosterscheinung in meiner Nacht, die du mir linderst die Qualen meines Kerkerelendes? Sprich mein Kind! Wer bist du, die mein Gefängniß verschönt? Ich beschwöre dich! Löse mir das Geheimniß! Wie soll ich mir erklären dein Thun, deine Sorgen und woher sind die so reichlichen Gaben?“

Dorothea setzte sich auf das Stroh und erzählte dem Gefangenen Alles und küßte freudigst die Hand ihres Vaters, als sie ihm die Kunde seiner Freiheit erschloß. „Alles, Vater, hat unser Gustav für dich gethan, und der Musikalienhändler Schmidt hat dazu geholfen. Gustav ist um den Preis von 2000 Gulden auf drei Jahre für dessen Sohn in den Soldaten-

dienst eingetreten. Die Schuld ist bei Kaufmann Vernet bereits getilgt, und den Rest des Geldes trag ich hier bei mir und der ist auch für dich, Vater! Wunderbar fügt doch der liebe Gott Alles. Der Musikalienhändler schickte mich drüben in das Nonnenkloster mit Briefen und Geld, und als die Aebtissin Alles gelesen, gestattete sie mir im Kloster bis zum Tage deiner Befreiung zu bleiben, und auf die Nachricht, daß das Geld entrichtet werde, erlaubte der Präsident des Obergerichtes schon die Verschönerung deines Kerkers und die Erleichterung deines Looses!"

Hermann Walther vergoß Thränen bei den Worten Dorothea's. „Gustav! Dorothea! Gottes Gnade sey mit euch!" rief entzückt der Vater aus und segnete im Geiste seine Kinder. Er wandte sich seitwärts, um von dem Männerauge die Thränen abzutrocknen, und das Gedröhn der Fesseln weckte die sprachlose Tochter aus ihrem Versunkenseyn.

VI.

Durch die Lindenalleen des weiten Paradeplatzes in der Rheinstadt K. begegneten sich viele Neugierigen. „Der König ist da!" schrie Einer dem Andern aus den Volksmassen zu und Alles stürmte bis zu den bemalten Spalieren hin, welche Grenze jedoch Niemand überschreiten durfte. Jauchzende Musikklänge und Jubelrufen des Volkes und der Donner der Wallgeschütze begrüßten den König. Freude waltete durch alle Gemüther. Der König besah, von den Großen und Feldherrn des Reiches umgeben, die Truppen und äußerte über ihr Aussehen und ihre ächt kriege-

rische Haltung seine völlige Zufriedenheit, worüber bald frohe, freundliche Gesichter sich zeigten.

Als nun das trefflich ausgerüstete Heer der Festungsmannschaft abgetreten war, trat ein anderes Schauspiel ein. Die jetzt neu zum Soldatendienste verpflichteten und einberufenen Leute zogen auf, gewärtig der Befehle und Verordnungen zu dieser veränderten Lebensweise. Der König selbst bewillkommnete die hoffnungsreichen Schaaren, welche blühten in der besten Vollkraft der Jugendzeit. Der König sprach erhebende und für das Heil des Thrones und des Vaterlandes und seiner Bürger begeisternde Worte zu den umher in dichten Reihen Aufgestellten, und unternahm es sogar selbst die Namen der Einzelnen vorzulesen und Jeden der Berufenen näher zu betrachten.

„Gustav Walther!" las der König.

„„Hier!"" rief laut der Genannte und trat vor.

Der König betrachtete genau den Rekruten, und als er dessen vortreffliche militärische Haltung bemerkte, schien die Stirne des Monarchen sich plötzlich in Falten zu legen. Seine Blicke schauten finster. Er wandte sich zu dem Gouverneur und erfragte bei demselben, ob nicht ein Gustav Walther zum Offizier bestimmt gewesen sey, der aber den Abschied verlangt habe. Der Gouverneur bejahte die Frage mit dem Zusatze, daß dieser Rekrute derselbe Gustav Walther sey.

Der König warf einen durchbohrenden Blick auf den Rekruten, dem die Wangen hochroth glühten. „Den also hat Sucht nach Geld zu dieser Selbst-

erniedrigung hinabgestoßen. Wenn ich seine Talente und seine Fortschritte seithin achtete, so bleibt mir tief verhaßt gerade dieses Einstehen für einen Reichmannssohn. Dem kann ich kein Vertrauen schenken, da derselbe die frühere Ehrenbeförderung ausschlug, darum soll er jetzt auch des Dienstes entlassen werden!"

Der König schwieg und sein Auge hing an den Mienen Gustavs. Des Königs herbes Wort aber wanderte von Mund zu Munde bis zu den Spalieren der Zuschauer hin.

„Sein Vater ist verloren dann!" murmelte der Hauptmann des Regimentes leise vor sich hin.

Der König wandte betroffen sich seitwärts und verlangte Kunde zu der vernommenen Bemerkung. Der Hauptmann starrte in sichtbarer Verlegenheit, und die Großwürdenträger umher zitterten für ihn.

Der Hauptmann wollte reden, wurde jedoch durch die seltsamste Erscheinung von seiner Erklärung abgehalten. Ein ehrwürdiger Greis, in den Graurock der Gefangenschaft gehüllt, auf der Stirne die Furchen tiefen Kummers, schwankte daher und drängte sich durch die Reihen; und mit aufgehobenen Händen näherte sich der Alte dem Könige und sank in die Kniee vor demselben und rief mit lauter Stimme: „Ew. Majestät, Gustav Walther ist mein Sohn! Ich bin sein Vater, glücklich durch diesen edeln Sohn! Gnädigster König, verachtet ihn nicht, den Armen, denn er ist reich an Liebe! Er hat mich aus dem Kerker mit der Einstandssumme gerettet! Gnade! Gnade gebt dem braven Sohne!"

Der König stand bis in das Innerste des Her-

zens gerührt und sah bald auf den Sohn und bald auf den Vater! „Der Schein hat mich betrogen!“ sprach der Monarch und befahl den Umstehenden den Greisen aufzurichten. Er selbst bot ihm die Rechte und verlangte die nähere Beleuchtung dieser Sache. Hermann Walther erzählte mit vielen Unterbrechungen unter Thränen die Großthat seines Sohnes und fiel demselben um den Hals und küßte ihn. Ein heitrer Sonnenstrahl fiel eben auf die Gruppe und schien den glücklichsten Vater und den biedern Sohn mit seinem Lichte zu verklären.

„Du bist nun mein Adjutant!“ sprach bewegt der König und reichte ihm einen mit Brillanten verzierten Orden dar. „Nimm diesen Orden, er sey kein Lohn, sondern nur eine Anerkennung deiner Edelthat! Gott selbst wird sie besser dort Oben dereinst belohnen!“ Der König ließ dem Alten eine Geldsumme zum Geschenk einhändigen und beglückwünschte laut ihn, daß er einen so vortrefflichen Sohn und einen so nützlichen Menschen der bürgerlichen Gesellschaft erzogen habe. — Hermann Walther und Gustav und Dorothea lebten jetzt unendlich beglückt und vergaßen auch nicht ihren heißen, aufrichtigen Dank an den Musikalienhändler.

Des Vaters Fluch, der Tochter Strafe *).

Kinder, welche ungehorsam und pflichtvergessen an ihren Eltern handeln, werden stets strenge bestraft; und wenn ihnen die gerechte Vergeltung auch auf hinkendem Fuße nacheilt, so werden sie von ihr früher oder später doch gewiß eingeholt und büßen schwer, was sie herzlos gegen die Liebe verbrachen. Wie kann aber ein junges Gemüth, das nur einiges menschliche Gefühl besitzt, mit eiserner Stirne den liebenden Vater, der zärtlich bittenden Mutter widerstreben und Jene betrüben, welchen keinen sehnsuchtsvolleren Wunsch hegen, als ihre geliebtesten Wesen auf Erden für immer, und so sehr als möglich, glücklich zu machen! Welche Opfer bringen Eltern ihren Kindern! Im Entbehren und Leiden bleichen ihre Haare für sie; ihre Ehre und ihr Glück — ja, ihr ganzes Leben ist geliebten Kindern geweiht. Erwägt man dieses, so geräth man leicht in Versuchung, auch bei dem traurigsten Loose, von welchem man Kinder, die ihre heiligste Pflicht unerfüllt ließen, heimgesucht sieht, ungerührt zu bleiben. Undank gegen Wohlthäter setzt den Menschen unter das Thier herab, welches doch selbst ein erkenntliches Gefühl besitzt;

*) Erzählungen von Ebersberg. 1. Bd.

Undank aber gegen die Eltern frevelt an dem Heiligsten, was wir auf der Erde besitzen. „Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl ergehe auf Erden!“ ruft uns des Herrn Gebot zu. Es ist das Einzige, bei dessen Erfüllung nicht nur ewiges, sondern auch zeitliches Wohlseyn verheißen wird. Und sichtbar gewahren wir auch Gottes Hand, welche, langmüthig und nachsichtig gegen andere Vergehen, dieses unnatürliche immer schon auf der irdischen Laufbahn bestraft.

I.

Herr Wortley, ein reicher englischer Kaufmann, war glücklich verheirathet. Er liebte seine Gattin in dem späten Alter, in das er bereits vorgerückt war, mit derselben Wärme und Innigkeit, mit welcher er ihr vor vierzig Jahren an dem Altare ewige Liebe und Treue versprochen. Ihr Glück war durch den Besitz einer einzigen Tochter erhöht, welche nun, in ihrem siebzehnten Jahre, wie eine Rose blühte, und die Bewunderung Aller auf sich zog.

Miß Wortley war in ihrer Jugend eine der ersten Schönheiten Englands gewesen, und die blühende Elsbeth rief ihr nun mit erhöhtem Reize den Zauber zurück, in dessen Besitz sie einst selbst gewesen. Nur das „schöne Mädchen“ hieß Elsbeth rings in der Gegend. Die Eltern, stolz auf diesen Besitz, hörten dieß gern. Sie erzogen ihre Tochter mit einer Zärtlichkeit, die keine Grenzen kannte, und Elsbeth war dieser Sorgfalt nicht unwerth. Sie entsprach den Wünschen Derjenigen, welche an ihrer Bildung

mit redlichem Eifer sich mühten, war schön und gut, bewies sich geist- und gemüthreich. Frühzeitige, wiewohl nicht immer streng gewählte Lectüre, hatte ihr eine für ihr Alter bewunderungswürdige Bildung verschafft. Diese Bildung war es auch, welche die Eindrücke ihrer körperlichen Reize erhielt und erhöhte. Allein der Beifall, mit welchem sie der gewöhnliche Haufe überschüttete, und die unmäßige Freude darüber, welche ihre Eltern zu verbergen zu schwach waren, hatte in ihr Herz den Samen übertriebener Empfindlichkeit gesäet. Die ängstliche Sorgfalt, wodurch die Mutter ihre große Liebe für sie verrathen, sich selbst beinahe zur Sclavin ihrer Wünsche gemacht hatte, zog auch die gewöhnliche Folge nach sich, daß ihr kindliches Gemüth oft die Zartheit und unbeschränkte Ergebung verletzte, welche reine und innige Liebe guten und dankbaren Kindern gegen ihre Erzeuger zur Pflicht macht. Dieß waren Schattenseiten in Elsbeth's Charakter, von welchen Herr und Miß Wortley nicht das Geringste bemerkten, welche aber auch von Zeit zu Zeit durch ihre natürliche Herzensgüte und andere Tugenden vor weniger verblendeten Augen, als jene der Liebe sind, in ein freundliches Licht gestellt worden wären.

Herr Wortley war ein verständiger Mann, welcher die Welt und die Menschen aus vielfältiger Erfahrung ziemlich richtig beurtheilte. Er war aber auch der beste Vater, welcher keinen innigeren Wunsch in der Seele barg, als seine Tochter auf die höchste Stufe des Glückes zu heben. Die Zeit, in der sie einen wackeren Gatten wählen und an dessen Hand

ihrer eigentlichen Bestimmung entgegentreten sollte, war herbeigekommen. Man konnte es einem so besorgten Vater nicht übel nehmen, wenn er für den wichtigsten Schritt eines geliebten Kindes seine eigenen Pläne hatte. Rechtschaffenheit, Ruf und Vermögen — diese drei Punkte forderte er in einem hohen Grade von dem, der seine Elsbeth als Gattin heimführen sollte. Es war sein fester Entschluß, der Neigung seiner Tochter keine Gewalt anzuthun; aber er hatte seinem lieben Weibe und ihr auch oft und bestimmt versichert, daß nur dann sein väterlicher Segen mit ihrer eigenen Wahl verbunden seyn würde, wenn diese den vollkommenen Beifall seines Herzens hätte. „Du bist noch viel zu unerfahren, liebe Elsbeth," sprach er eines Tages in Gegenwart der Mutter, „um in der wichtigsten Angelegenheit deines Lebens dir selbst rathen zu können; aber du weißt es auch, wie sehr ich dich liebe und wie innig ich das Wohl deiner künftigen Tage wünsche. Verbirg uns daher nie, meine Tochter, was in deinem Herzen vorgeht, und sey versichert, daß dein Vertrauen von Niemand besser belohnt werden wird, als von uns, die wir dich so sehr lieben. In deinen Jahren können Mädchen, wenn sie sich von ihren Eltern mißtrauisch abwenden, Fehltritte begehen, welche ihre Eltern mit Schande und Kummer in das Grab, sie selbst aber um die Ruhe ihres Lebens bringen. Nein, Elsbeth, du wirst deinen alten Vater, deine gute Mutter nie so betrüben!"

Diese Worte waren in einem so rührenden Tone gesprochen, daß sich Elsbeth heftig weinend ihm in

die Arme stürzte. Sie würde dem Besten der Väter vielleicht in diesem Augenblicke ein Geständniß gemacht haben, welches schon früher hätte gemacht werden sollen; aber die Mutter, durch die Thränen und die heftige Gemüthsbewegung ihrer Tochter erschreckt, beruhigte sie ängstlich und verwies es ihrem guten Manne, daß er das schuldlose Mädchen ohne Grund so in Angst versetzt habe.

Indessen hätte Herr Wortley allerdings Grund gehabt, diese väterlichen Ermahnungen mit allem Ernst fortzusetzen. Richardson, ein junger Mann, der seit Kurzem in seinem Comptoir die Stelle eines Buchhalters versah, hatte einen lebhaften Eindruck auf Elsbeth gemacht.

Richardson besaß ein angenehmes Aeußeres und eine feurige Einbildungskraft. Er zählte erst 26 Jahre, war rasch, heftig, und seine Denkungsart mehr unter, als über diesen Jahren. Von früher Jugend sich selbst überlassen, mochte er nicht die strengsten Grundsätze haben. Es war übrigens an seinem bisherigen Benehmen nichts zu tadeln; er verstand sich gut auf die Geschäfte seines Herrn, und war thätig genug, um sich dessen Zufriedenheit zu erwerben.

Da Richardson sich stets in Wortley's Hause und um seine Familie befand, so war eine freundschaftliche Annäherung an die schöne Elsbeth leicht möglich. Sein heiterer Ton, die zarte Weise seines Umgangs, mit einem einschmeichelnden Wesen verbunden, gewannen die Unerfahrne bald mehr für ihn, als sie es selbst wußte. Der junge Mann, welcher in solche Dinge tiefer zu sehen schien, merkte dieß frühzeitig

und schloß sich noch dringender an sie. Bald war er in ihrer Zuneigung so weit vorwärts geschritten, daß ihr eine innere Stimme laut zurief, wie unrecht sie thue, ohne Wissen und Rath ihrer Eltern diese Neigung zu hegen.

Hieraus läßt sich schließen, wie sehr Elsbeth durch die ernsten und herzlichen Worte des Vaters, welche sie so lebhaft trafen, bewegt wurde. Der Augenblick, in dem er sie, fest an sich drückend, küßte, wäre der günstigste gewesen, ihre Brust von einer schweren Last zu befreien. Aber das Dazwischentreten der Mutter störte ihn; ihr Charakter war zu wenig bestimmt, um diesen guten Eindruck länger festzuhalten — das Herz, welches sich kindlich öffnen wollte, schloß sich schnell, und die Unglückliche barg ihren Schmerz und ihre Liebe, die Einflüsterungen ihres guten Engels nicht achtend, ängstlich in dem wogenden Innern.

II.

„Ach, wie unglücklich bin ich," rief Elsbeth, „ohne Wissen meiner Eltern eine Last auf dem Herzen zu haben, die mich zu Boden drückt! Umsonst spiegle ich mir vor, daß meine Neigung für Richardson tadellos sey! Würde ich meinem guten Vater ein Geheimniß daraus machen, wenn es so wäre? und was ist es, das mir den Mund verschließt, mich erröthen macht, wenn man nur seinen Namen nennt? — Ach, ich thue unrecht; ich fühl' es, und eine düstere Zukunft liegt vor meinen thränenvollen Blicken!" — Sie wollte im Gebete Ruhe suchen, aber sie konnte nicht beten. Mit sich selbst zerfallen, von ihren El-

tern abgeschlossen, befand sie sich in einem schrecklichen Zustande. Sie mußte sich Jemanden eröffnen, irgendwo Trost suchen; — und die Wahl, welche sie in dieser Hinsicht getroffen, war nur ein neuer Schritt zu größern Verirrungen.

Richardson wurde ihr Vertrauter. Als er sie am nächsten Morgen zufällig allein traf und ihr zerstörtes Wesen gewahrte, forschte er theilnehmend nach der Ursache ihrer Trauer. Elsbeth war fest entschlossen, sie ihm verborgen zu halten. Sein herzlicher Ton, die Versicherung, wie sehr er nun auch mit ihr leide, und wie eine einzige Thräne hinreichend wäre, ihm seine Lebensruhe zu rauben, machte sie schwankend. Er drang noch mehr in sie; das Mitgefühl, welches er äußerte, stand ihm so wohl; er vergoß Thränen — endigte mit dem Geständnisse seiner Liebe für sie. Die Bahn war gebrochen. Elsbeth, beinahe ganz außer sich, vergaß Gott, ihre Pflicht, ihre Eltern; nahm das Geständniß an, erwiederte es. Von nun an war die Wand, welche züchtige Scheu vor ihnen aufgeworfen hatte, niedergerissen. Elsbeth hatte nichts mehr auf ihrem Herzen, das sie nicht frei bekannte und wofür sie nicht Trost von dem Laute seiner Stimme und in den Schwüren seiner Liebe suchte.

Aber jene Ruhe, welche sie hiervon erwartete, war feindlich geflohen. So lange Richardson bei ihr war, schwiegen die Besorgnisse, welche sie unaufhörlich marterten; aber sie erwachten mit doppelter Gewalt, wenn er sich entfernte. Die einzigen Menschen auf der Erde, welche das höchste Recht auf ihr Ver-

trauen und ihre Liebe hatten, waren ihr fremd geworden. Jedes freundliche Wort, das aus ihrem Munde floß, war ein Dolchstich, und die Sorge, mit der sie sich theilnehmend um die Ursache ihrer Trauer erkundigten, der empfindlichste Vorwurf für sie. In einem beständigen Kampfe schwankend, stand sie oft im Begriffe, zu den Füßen derselben zu sinken und reuig eine Verirrung, welche nun noch gut gemacht werden konnte, zu bekennen. Doch sie hatte sich der Gewalt eines Andern überliefert; und so war es nicht nur die Furcht um ihr eigenes Wohl, sondern eine noch größere: um das Glück eines, ihr über Alles theueren Mannes, welche feindlich zwischen bessere Vorsätze trat. Auf diesem Wege blieb sie dem Leide, das sie sich selbst geschaffen, hilflos überlassen. Vergebens waren die Trostgründe ihres Geliebten, vergebens die theilnehmende Liebe ihrer Eltern — sie welkte wie eine Rose, an deren Knospe ein Wurm genagt.

Herr Wortley, welchen seine zahlreichen Geschäfte bis jetzt auf den Zustand, in dem sich seine Tochter befand, weniger aufmerksam seyn ließen, mußte nun doch die Veränderung, die in ihrem äußern und innern Wesen vorgegangen, wahrnehmen. Ihr Betragen gegen Richardson, das in seiner Gegenwart so gespannt, und durch die Verstellung und den Zwang, welchen Beide hineinlegten, so unnatürlich ward, fiel ihm vor Allem auf. Der Verdacht, welcher in ihm plötzlich erwachte, reifte bald zur Gewißheit.

Elsbeth, an einem Abende trüber als je gestimmt, hatte sich in die Laube des, zum Hause ihres Vaters

gehörenden Gartens begeben, und überließ sich hier ganz ihrem Schmerze. Richardson fand sie dort und stellte sich nicht wenig erstaunt, seine Geliebte in einem Mitleid erregenden Zustande zu treffen. „Ach, Richardson!“ rief sie ihm entgegen, „nichts vermag mich mehr zu beruhigen. Was soll aus uns werden?“

Mit ganzer Kraft seiner Beredsamkeit sprach er ihr Trost zu. „„Es fehlt nichts, als daß wir Ihre Eltern dazu vermögen, den Bund unserer Herzen zu segnen.““ — „Wissen Sie aber auch, daß wir dieß nimmer hoffen können!“ — „„Und warum nicht, gute Elsbeth? Ein Haufe Goldes ist es ja nur, der uns trennt. Ihr Vater scheint mir nicht abgeneigt.““ — „Ach, ich fürchte, daß die Grundsätze, welche er so oft ausgesprochen hat, unwandelbar bleiben. Diese seine Unbiegsamkeit ist die Quelle all meines Leidens. Nein, nirgends kann ich Trost, nirgends Hilfe finden!“ Sie fing heftig zu weinen an.

Richardson schien eine Weile nachzudenken; endlich entgegnete er mit entschlossener Miene: „„Nun, wenn Ihre Eltern so hartherzig sind, dem Geldgeize das Glück ihrer einzigen Tochter zu opfern, so hängt es ja nur von Ihnen ab, sie zu Ihrem Glücke zu zwingen. — Trauen Sie sich mir an, — entfliehen Sie —““ — „O Richardson,“ rief Elsbeth verzweiflungsvoll aus, „hören Sie auf! wozu rathen Sie mir; Sie, den ich für meinen Schutzengel hielt, — Sie rathen mir?“ — „„Sich, geliebte Elsbeth, mich und Ihre Eltern glücklich zu machen! So-

bald wir getraut seyn werden, kehren wir zu ihnen zurück, werfen uns zu ihren Füßen, flehen ihre Verzeihung an. Sie werden uns diese gern ertheilen, und unsere Liebe und Sorgfalt für sie soll ihnen die wenigen Stunden überstandenen Leides reichlich vergelten!"" Hiermit umschlang und küßte er sie.

In diesem Augenblicke trat Herr Wortley, welcher von einem Besuche früher, als man ihn erwartete, zurückgekehrt war, in die Laube. Die Liebenden waren eben so beschämt als erschrocken. Richardson stand, im Gefühle seiner Schuld betäubt, wie eine Bildsäule da. Elsbeth stürzte mit einem Ausruf des Schmerzes zu den Füßen ihres Vaters.

Wortley war höchst unangenehm überrascht. Ob er gleich ihr Gespräch nicht vernommen, so war die Vertraulichkeit, in welcher er sie getroffen, mehr als hinreichend, ihn auf ihr näheres Verhältniß schließen zu lassen. Er faßte sich endlich und sprach im ernsten Tone des gekränkten und beleidigten Vaters: „Entferne dich, Elsbeth, du bist meine Tochter nicht mehr. Morgen ein Weiteres hiervon. — Sie, Richardson, bleiben!"

Weinend schwankte Elsbeth aus dem Garten. Aber so weit hatte sie schon ihre Verirrung von dem Pfade der kindlichen Liebe und Tugend geführt, daß sie nun nur Richardson's und ihr eigenes Schicksal beklagte, während sie des Schmerzes der armen Eltern, welche diese Entdeckung so tief betrüben mußte, gänzlich vergaß.

Wortley stand dem jungen Manne eine Zeit lang schweigend gegenüber. Das böse Gewissen malte sich in seinen Gesichtszügen mehr als die Reue, ein un-

erfahrnes Mädchen von seiner Pflicht abgeführt und einen Wohlthäter betrogen zu haben. Endlich begann Wortley im strengen Tone: „Richardson, Sie haben an mir schlecht gehandelt! Kein Mann flößt einem Mädchen eine so heftige Neigung ein, daß sie sich selbst vergißt, ohne daß er der Verführer ist. — Meine Tochter werden Sie nie besitzen, und der Weg, den Sie betreten haben, führt hierzu am wenigsten. — Von heute an sind Sie Ihres Dienstes entledigt, und morgen verlassen Sie mein Haus. Suchen Sie eine andere Anstellung; ich werde Ihnen nicht hinderlich seyn; handeln Sie aber an Ihrem künftigen Brodgeber dankbarer, als Sie's an mir gethan haben."

Richardson war so überrascht, daß er kein Wort zu erwiedern vermochte. Er wollte gehen. Wortley rief ihn zurück: „Richardson!" fuhr er etwas milder fort, „Sie können Ihre Rechnung abschließen; lassen Sie sich einen ganzjährigen Gehalt ausbezahlen; denn ich will Sie nicht mittellos in die Welt stoßen." Mit diesen Worten kehrte ihm Wortley den Rücken und ging. Richardson bemerkte, daß sein Herr nicht in das Haus zurückgekehrt, sondern nachdenkend und bekümmert dem Freien zugewandelt war. Diese Gelegenheit benützend, flog er zu Elsbeth, welche, vor Furcht und Schrecken außer sich, weder Rath noch Hilfe zu finden wußte.

III.

Als Wortley nach einigen Stunden still und viel ernster, als gewöhnlich, nach Hause gekommen war,

redete ihn seine Frau so an: „Ich bin um unsre Elsbeth bekümmert, lieber Mann! Sie weinet in Einem fort, und was ich auch versuchte, ich kann sie nimmer beruhigen. Auch will sie mir den Grund ihrer Betrübniß nicht angeben. Sie sagt, daß du mir ihn zeitig genug mittheilen würdest. Sprich, lieber Mann, hast du sie hart angelassen, oder ist etwas Unangenehmes vorgefallen? Ach, die arme Elsbeth!“

Unmuthig entgegnete Wortley: „„Was gäbe ich, wenn mir das Mädchen diesen Kummer erspart hätte! — Sie hegt eine Neigung zu Richardson, und hat sie uns geheim gehalten. Aber sieh, Weib, daran seyd Ihr Mütter Schuld! Zu nachgiebig und weich gegen Eure Töchter, habt Ihr entweder kein hinlänglich aufmerksames Auge auf sie, oder Ihr helft ihnen gar noch, den Vater zu hintergehen. Die Mutter muß, in den gefährlichsten Jahren eines Mädchens, dessen sorgsamste Freundin seyn; aber Sie muß auch nachsichtslose Strenge dort anwenden, wo sie nöthig ist. Tausend Mädchen gehen um solchen Leichtsinnes willen zu Grunde, und von wem soll der ewige Richter Rechenschaft über ihr verlornes Glück, über ihre geopferte Seligkeit fordern, als von ihren schwachen und allzuzärtlichen Müttern! Ich bin weder mit Elsbeth, noch mit dir zufrieden. — Wo ist unsere Tochter?““

„Sie weint auf ihrer Stube,“ versetzte Miß Wortley mit großen Thränen in den Augen; denn so unmuthig hatte sie ihren lieben Mann noch nie gesehen. — „„Nun, so mag sie für heute auch oben bleiben,““ entgegnete Dieser; „„es ist besser! Mein Un-

wille ist noch zu lebendig. Ich will sie morgen die Pflichten einer gehorsamen Tochter kennen lehren. Wenn sie nun weinet, so ist es besser, daß es jetzt und auf kurze Zeit, als später und für die ganze Zukunft geschieht.""

Hiermit legte er Hut und Stock ab, ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, und begab sich endlich zur Ruhe, ohne ein Wort weiter zu sagen. Seine Frau kannte ihn, und wagte es nicht, den Gegenstand seiner Verstimmung wieder zu berühren. Sie war überdieß noch mehr angegriffen als er. Beide durchwachten eine schlaflose Nacht.

Als sie am nächsten Morgen ihre Tochter über eine Stunde erwarteten und diese immer noch nicht erschien, sandte die Mutter eine Aufwärterin in deren Stube, sie rufen zu lassen. Wie erschraken aber Beide, als diese zurückkam und versicherte, daß sie Elsbeth nicht getroffen und auf ihrem Tische ein Briefchen, an ihre Mutter überschrieben, gefunden habe.

Mit zitternder Hand ergriff es diese, Unglück ahnend. Das Blatt entfällt ihr; sie sinkt ohnmächtig nieder.

Wortley eilt hinzu, hebt den Brief von dem Boden auf, und lies't:

„Geliebte Mutter!

Furcht vor Ihrem und meines Vaters Unwillen bewog mich, mit einem Manne, den ich liebe, auf kurze Zeit England zu verlassen. Ich habe tausend Thränen geweint, als ich diesen Schritt gethan, und wie sehr ich fehle, fühle ich selbst. Fluchen Sie mir nicht! Täglich will ich beten, daß Sie Gott erhalten

und Ihnen das Leid, welches ich Ihnen verursache, mit Freuden vergelten möge. Trauern Sie nicht zu sehr, gute Mutter, denn ich hoffe, an Richardson's Hand bald wieder zurückzukehren und Sie auf meinen Knieen um Verzeihung zu bitten. Beruhigen Sie, ich bitte Sie ängstlich darum, meinen Vater, und versagen Sie Ihren Segen nicht

der unglücklichen Elsbeth."

„„Meinen Segen, meinen Segen?"" rief Wortley, außer sich vor Entrüstung. „„Nichtswürdige! entehrte Tochter! meinen Fluch gebe ich dir! mit einem Landstreicher davon laufen, deine Eltern verlassen — Eltern, die dich so sehr geliebt haben! — Nein, du bist nicht meine Tochter — ich habe dich losgerissen aus meinem Herzen, ich habe nie eine Tochter gehabt! o ich unglücklicher Vater!!""

Wortley's Schmerz war so groß, daß er erst jetzt den bedenklichen Zustand seiner bedaurungswürdigen Gattin gewahrte. Sie lag bewußtlos und starr auf dem Boden. Ein Schrei des Schreckens, den er von sich gibt, als er ihre kalte Hand berührt, zieht seine Leute herbei. Man bringt sie zu Bette, man ruft den Arzt. Sie regt sich nicht, auch kein Schlag ihres Pulses weiset mehr auf Lebenskraft hin.

Wortley lehnt sich, tief erschüttert, als vermöge er nicht, sein Unglück zu fassen, in eine Ecke des Gemaches. Seine Augen blicken starr um sich, seine Zunge liegt wie Blei im Munde.

Der herbeigerufene Arzt tritt vor die Erbleichte hin, greift nach ihrer Hand, hält einen Spiegel vor

ihren Mund, um noch eine Spur des Athems zu erforschen. Kopfschüttelnd tritt er zurück. „Sie ist todt," spricht er, „und, wie es scheint, vom Nervenschlage gerührt." Die Anwesenden schreien vor Schmerz und Wehmuth laut auf. Wortley stürzt mit dem unartikulirten Tone des Entsetzens hervor, umfaßt in schmerzvoller Begeisterung die theuere Gefährtin seiner Tage, sinkt bei ihrem Lager nieder und scheint in einem Meere von Leiden, das mit einem Male so fürchterlich über ihn hereingebrochen, rettungslos verloren zu seyn. — Die Wiederbelebungsversuche bleiben vergebens. Frau Wortleys Seele kehrte in den Kreis ihrer Lieben nicht wieder.

IV.

Während sich diese schreckliche Begebenheit in Wortley's Hause ereignet hatte, befand sich die pflichtvergessene Tochter mit Richardson auf dem Bord eines Schiffes, welches eben den Hafen verließ und nach Surinam segelte. In welchem Gemüthszustand sich Elsbeth befand, kann man leicht denken. Ihr Herz war im Grunde nicht böse; aber aus ihrem Fehltritt läßt sich ersehen, wie weit eine unbewachte Neigung, Gleichgültigkeit gegen heilige Pflichten, und überhaupt jugendliche Unbesonnenheit zu führen vermögen. Die unglückliche Elsbeth hatte ihre Ehre und die Mutter gemordet; dieses wußte sie noch nicht, und jenes ahnete sie im tiefsten Schmerz ihres Herzens. Ihre von unreifer Lectüre erhitzte Phantasie, die Liebe zu Richardson, die Furcht vor dem Zorn ihres Vaters und das dringende Flehen des Geliebten hatten sie dahin

geführt, sich selbst und ihre einzigen wahren Freunde in der Welt zu vergessen. Nun, da der unselige Schritt begangen war, fing sie ihre Lage mit offenen Augen zu übersehen an. Noch kannte sie solche nicht ganz, aber sie ahnete schon den Abgrund, an dessen Rand sie sich befand.

Der Schiffscaplan segnete ihre Ehe mit Richardson ein! — und so war sie denn losgerissen von der Welt, einem Manne angehörend, welcher durch niedrigen Undank und eine ehrlose Handlung sie zum Weibe gewonnen hatte.

Das weite Ziel ihrer Reise war ihr noch unbekannt. Richardson hatte sie durch die Versicherung etwas beruhigt, daß dieses Schiff nur nach Gibraltar segle, von wo aus sie sogleich nach London in die Arme ihrer Eltern zurückkehren und diese um ihre Vergebung anflehen würden. Richardson wußte aber zu wohl, daß sie diese nicht hoffen durften; er hatte die Strafe, welche in London auf Entführung gesetzt ist, zu erwarten, und eine Summe Geldes, welche er aus Wortley's Vermögen sich anzueignen gewagt hatte, würde ihn selbst dem Strange nahe gebracht haben. Er dachte daher an nichts weniger, als an die Rückkehr.

Die unglückliche Elsbeth hatte den Tag ihrer ehelichen Verbindung auf die schmerzvollste Weise gefeiert. Ihr Herz war von den wahrscheinlichen Folgen ihrer Unbesonnenheit, welche ihr jetzt in dunkeln Bildern vor den Augen schwebten, gepreßt. Sie rang, in ihr enges Gemach zurückgezogen, die Hände und weinte Ströme von Thränen. Beten konnte sie nicht; denn

die Gnade des Himmels hatte sich abgewendet von ihr; und ihr Gemahl, der sich anfänglich viele Mühe, sie zu beruhigen, gab, schien, durch die vergeblichen Versuche ermüdet, weniger theilnehmend bei ihrem namenlosen Schmerz, als sie es gewünscht und erwartet hatte. Daß sie dieses bemerken mußte, war der fürchterlichste Schlag, der sie treffen konnte. „Richardson," rief sie in einem herzzerreißenden Tone, „wenn du mich getäuscht hast, wenn du mich in meinem Jammer verlassest, so wirst du deine Schuld vor dem ewigen Richter nie mehr verantworten können!"

Die Bestimmung des Schiffes konnte der Unglücklichen nicht lange verborgen bleiben. Schon am nächsten Tage erhielt sie schreckliche Gewißheit davon. Sie wurde hierdurch in einen bejammernswerthen Zustand versetzt. Ihr Schmerz war so grenzenlos, daß die Seelenleiden ihre körperliche Kraft bewältigten. Vergeblich war Richardsons Zuspruch. Sie wußte sich nun von dem betrogen, der ihr das Liebste auf der Erde gewesen, für den sie Alles verlassen, Alles geopfert: ihre Heimath, ihr häusliches Glück, einen geachteten Vater, eine so zärtliche Mutter! Immer größer ward ihrem Nachdenken das Verbrechen, welches sie begangen, und immer fürchterlicher die Zukunft, welche ihr drohte. Doch was sollte sie thun? Sie hing nun von ihrem Gatten ab. Aber der Schleier, welchen die feurigste Leidenschaft über das wirkliche Leben geworfen hatte, war bis ans Ende zerrissen. Sie konnte nun den Mann, der ein weibliches Wesen, das sich mit so unbegrenztem Vertrauen in seine

Arme geworfen, zu täuschen vermochte — und er das Weib, welches, unempfindlich für ihre Ehre, für so herzlich liebende Eltern, ihre Tugend einer blinden Neigung hingeben mochte, nimmermehr achten. Vergebens suchten Beide mit ängstlicher Sorgfalt dieß zu verbergen. Sie verriethen ihre wahre Gesinnung, ohne es zu wollen, und bewiesen zur nagendsten Kränkung, was Menschenkenntniß und Erfahrung so unwiderlegbar gelehrt haben, daß ohne Achtung keine Liebe, und ohne Tugend kein Glück auf der Erde besteht.

Elsbeth verbarg nun ihr Leid in dem zerrissenen Herzen, sie duldete schweigend und verschlossen. Aber desto größer waren ihre Schmerzen, welchen jetzt auch der Trost der Mittheilung fehlte. Ihr Anblick war erbarmenswürdig. Der tiefe Gram hatte die reizenden Züge, welche die Bewunderung Aller erweckten, aus ihrem Antlitze verbannt, das Roth der Wange war von der bleichen Farbe des Kummers verdrängt, und das Feuer der Augen durch Thränenströme erstickt. Sie hätte nach London, in ihre Heimath zurückkehren können — Niemand würde in dem Bilde des Kummers die, vor kurzem im jugendlichen Reize blühende Elsbeth entdeckt haben.

Die Zeit verstrich, aber ihr Schmerz blieb sich gleich. Ueberdieß bekam ihr die Seefahrt sehr übel. Es war ein Glück, daß sie an dem Ziele ihrer Reise anlangten, sonst wäre ihr geschwächter Körper den ungewohnten Beschwerden erlegen. Krank wurde sie an das Land gebracht. Der erste heitere Augenblick war der, als sie sich auf Gottes schöner Erde er-

blickte. Sie fühle sich kräftiger und besser; und die Lust zum Leben, in ihrem Innern geschwunden, fand sich nun wieder.

Richardson entwarf seinen Lebensplan. Er war entschlossen, eine Pflanzung zu pachten. Mit seiner Unbesonnenheit setzte er auch diesen Entschluß in's Werk. Er hatte hierbei weder mit Vorsicht, noch mit Sachkenntniß gehandelt.

Elsbeth bezog an der Meeresküste eine elende Wohnung. Die Freude, welche sie auch über den Anblick der Erde anfänglich empfunden hatte, war schnell vorübergezogen und wurde von traurigen Eindrücken verdrängt. Das ungewohnte Klima, die ganz eigenen Plagen heißer Länder und die völlig veränderte Lebensweise sagten ihr keineswegs zu. Stärker, als je, wuchs ihre Sehnsucht nach den Ufern der Themse, nach ihrem Vaterlande, an das jeder Sterbliche, es liege unter was immer für einer Zone, mit diamantenen Fesseln gekettet ist.

Zehn Monate, welche ihr eben so viele Jahre voll Leiden schienen, hatte sie schon an der Seite ihres Gatten auf dem heißen Himmelsstriche zugebracht, als sie der Himmel mit einem Sohne beschenkte. Sie nannte ihn, weil er unter Sehnsucht und Schmerzen geboren war, den Schmerzenssohn, Benjamin.

Die Mutterpflichten sind es sonst, welche eine weibliche Seele nur auf Einen Wunsch, das Gedeihen und Glück ihres zweiten Lebens, beschränken; aber so war es nicht bei diesem unglücklichen Weibe! Auch nun konnte sie weder den verlornen Frieden finden, noch die Sehnsucht nach denen, welche sie verlassen

hatte, stillen. Indem sie ihren Benjamin seufzend an die Brust drückte, sprach sie, ihrem Leide beinah' erliegend: „Unglückliches Kind, was soll aus dir werden? O Benjamin! ich fürchte, in dir meiner armen Eltern Rächer zu sehen! aber vermögen sie auch noch mehr gerächt zu werden, als sie's schon sind? Nicht Einen frohen Augenblick habe ich genossen, seit ich sie treulos verließ! Das eheliche Glück flieht mich, die Mutterfreude lächelt mir nur halb, die bitterste Reue nagt so lang an meinem Herzen, bis ich Ruhe gefunden im Grabe. Guter Gott, du strafest mich strenge!"

V.

Vier Jahre waren so mit abwechselnden Plagen des Lebens durchgekämpft worden. Richardson fand eben so wenig Glück als seine Gattin. So viel Gewalt sie auch Beide über sich zu behaupten versuchten, so gelang es ihnen doch nicht, den Unfrieden im häuslichen Leben zu meiden. Zerfallen mit der Welt, waren sie nicht einmal einig mit sich. Wo sollten sie Trost finden? Ihr Leben bestand aus einer Reihe von Widerwärtigkeiten, von welchen jene, die sie sich gegenseitig schufen, die bittersten waren. Elsbeth entwich tieferer Kränkung und Mißhandlungen nur durch unbedingtes sclavisches Dulden.

Gottes Zorn weilte sichtbar über ihrem Haushalt. Die Regenzeit verdarb ihre Felder, Stürme zerstörten ihre Gärten, Feuersbrünste verschlangen ihre Scheunen, Seuchen rafften ihr Vieh hinweg, — was sie immer versuchten, mißlang, und das Unglück, gegen

welches sie verzweifelnd ankämpften, ward nicht müde, sie auf eine so auffallende Weise zu verfolgen, daß sich die rächende Hand der Gottheit nimmer verkennen ließ. Richardson, welcher schon bei der Uebernahme des Pachtes unklug gehandelt hatte, war bald um sein kleines Vermögen gebracht. Nichts besaß er mehr, als das nackte Leben, und sagte er den Pacht nicht frühe genug heim, so stand selbst seine persönliche Freiheit auf dem Spiele. Er hatte deßhalb den Entschluß gefaßt, auch dieses Land zu verlassen.

Er theilte denselben seiner Gattin mit, besaß aber noch so viel menschliches Gefühl, die Leidende nicht neuer Qual auszusetzen. Er rieth ihr, um neuer Noth zu entfliehen, mit dem kleinen Benjamin zu ihren Eltern nach London zurückzukehren. Indessen wollte er in der weiten Welt sein Glück suchen, und wenn Elsbeth vielleicht auch ihm Vergebung erwirkt haben würde, später nach England kommen.

Seine unglückliche Gattin ergriff diesen Entschluß mit Freude. Sie bat ihn, mit ihr nach dem Hafen zu gehen und dort ein englisches Schiff aufzusuchen. Der Gedanke, ihre geliebten Eltern wieder zu sehen, war für sie Labung und Trost. — „Wenn ich ihnen als die niedrigste Magd dienen müßte, und sie nur den Fluch von mir nehmen, der, ich fühl' es, an meinem Körper, wie an meiner Seele zehrt, — so werde ich glücklich seyn!“ sprach sie; ihr Mann entgegnete nichts, sondern sah wild vor sich hin, als wollte er in den innersten Tiefen des Herzens Erinnerungen erwür-

gen, welche seinen Geist mit teuflischen Qualen folterten.

Sie trafen zu ihrer Freude ein englisches Schiff. Als Elsbeth die Flagge ihres Vaterlandes gewahrte, fehlte nicht viel, daß sie, voll Dank gegen den Himmel, vor aller Welt auf die Kniee gesunken wäre. Der Steuermann des Schiffes, nach dem sie fragte, um durch ihn zu dem Kapitän zu gelangen, befand sich auf dem Lande. Man verwies sie an ihn. Er war Führer eines Kauffarteischiffes, und aus London selbst, zeigte sich auch nicht ungeneigt, Elsbeth und ihren Sohn in sein Schiff aufzunehmen.

Kaum hatte er jedoch, auf Richardsons Bitte, diese Erklärung von sich gegeben, so rief Elsbeth, welche in ihr jetzt die Frage, von der das Glück ihres künftigen Lebens abhing, nicht mehr zurückhalten konnte, mit zitternder Stimme und starrem Blicke: „Kennt Ihr den Kaufmann Wortley in London?"

„„Ich habe ihn gekannt. Der biedere Wortley ist der Gegenstand des Mitleids von ganz London gewesen. Seine Tochter, eine liederliche Dirne, ist ihm entlaufen; seine brave Frau hat hierauf der Schlag gerührt, und der arme Wortley ist über den zweifachen Verlust wahnsinnig geworden. Als man seine Geisteszerrüttung gehoben glaubte, soll er London verlassen haben.""

Elsbeth war bei diesen Worten unter den fürchterlichsten Krämpfen mit einem Schrei des Entsetzens

niedergesunken. Richardson mußte sie fast leblos in sein Haus zurücktragen lassen.

Die Unglückliche sprach kein Wort mehr. Ein hitziges Fieber überfiel sie. In der Raserei sprang sie aus ihrem Bette, und beschwor die Anwesenden bei allen Heiligen, ihren Gatten und Sohn zu entfernen. „Gott! ich morde auch sie noch — schafft sie fort! schafft sie fort!“ rief sie mit einer Stimme, welche den Hartherzigsten zu Mitleid und Thränen gerührt haben würde.

Diese heftige Krankheit schien endlich der Schwäche erliegen zu müssen. Plötzlich ward sie ruhiger. Sie kam wieder zu sich, vergoß häufige Thränen, rief ihren Mann und ihren Sohn an das Bett: „Ich verzeihe, Richardson!“ sprach sie zu Jenem; und indem sie sich zu Benjamin herabbog und ihre kalte Hand auf sein Haupt legte, sagte sie im Klageton: „Mein Sohn! mein Sohn! bitte Gott, daß er deiner Mutter Schuld nicht an dir rächen wolle. Ich segne dich, Benjamin!“ Sie schien jetzt sehr ermattet. Mit leiser Stimme verlangte sie nach einem Diener des Wortes Gottes.

Dieser kam herbei. Sie bekannte vor ihm ihr Vergehen, bat um seinen Segen. Der Priester erschrak über ihren Fehltritt und seine Folgen; herzinnige Reue in den Zügen der Leidenden gewahrend, spricht er, milde tröstend: „Gott ist barmherzig, er verzeiht Jenen, die ihre Schuld wahrhaft bereuen! Der Friede sey mit Dir!“ — Nun heitert sich das Gesicht der Sterbenden auf. Ihre Züge werden sanfter und milder, ihre Hände falten

sich zum Gebete. Es herrscht Todtenstille im ganzen Gemache, und nur Richardson's und Benjamin's leises Schluchzen unterbricht sie von Zeit zu Zeit. Der Priester betet. Endlich erhebt er sich und spricht: „„Sie hat ausgerungen. Ihre Seele steht vor dem ewigen Richter, dessen Wesen unendliche Liebe und unermeßliche Güte ist. — Das ewige Licht leuchte ihr! Amen.““

So war es auch. Die unglückliche Elsbeth lebte nicht mehr.

VI.

Richardson hatte bisher alle Schläge des Mißgeschickes mit einem beinahe unempfindlichen Gleichmuth getragen. Sein Herz war von Bitterkeit, aber nicht von der Erkenntniß seines Vergehens und noch weniger von Reue erfüllt. Oft lästerte er Menschen und Gottheit, fluchte mit wildem Wesen auf sein Daseyn, und würde dieses vielleicht als Selbstmörder beendet haben, wäre ihm Elsbeth nicht in solchen Augenblicken des verzweifelnden Wahnsinns ein Schutzengel an der Seite gestanden. — Der Tod dieses bedaurungswürdigen Weibes, die seelenvolle Heiterkeit, welche sie nach dem Segen des Priesters erfüllte, hatte auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Richardson, von früher Jugend in der wichtigsten Angelegenheit des menschlichen Lebens, der Religion, vernachlässigt, fing nun an, mit sich zu Rathe zu gehen. Er warf einige Blicke in sein Inneres und erschrak. Die allwaltende Vorsicht ließ sich in den Wegen, welche er bis jetzt gegangen war, nicht ver-

kennen. Je mehr er darüber dachte, desto kräftiger wuchs diese Ueberzeugung in ihm. In seinem verwahrloseten Gemüthe ward allmälig der Glaube rege; und mit diesem kamen edlere Gefühle in sein Herz.

An der Leiche seiner Elsbeth weinte Richardson die ersten aufrichtigen Thränen. Nun, da er sie verloren, wußte er erst, was sie ihm gewesen, wie viel sie gelitten, und warum sie geduldet! Er fing zu beten an für ihr und sein Wohl. Der Einfluß, welchen diese Betrachtungen auf ihn hatten, war wohlthätig und heilsam. Er ward zwar ernster und tiefsinniger, aber auch milder und besser. Das Mißgeschick, welches ihn fortan verfolgte, trug er jetzt leichter; er sah es als eine verdiente Strafe, als Mittel zur Sühnung an. Er ward auch ein besserer Vater; denn nun zog ihn sein Herz mit der Allgewalt der Liebe zu dem verwaiseten Benjamin hin.

Von den kleinen Resten seines Vermögens miethete er sich und Benjamin auf einem Schiffe ein, um nach Europa zu übersegeln. Er wollte dort für seinen Sohn Unterkommen und Hilfe suchen. Wenn er diese gefunden haben würde, so war er entschlossen, der Welt zu entsagen und in einem strengen Orden, der sich der Pflege der leidenden Menschheit widmet, seine Tage in Buße und Reue zu enden. Bevor er Surinam verließ, besuchte er noch den Grabeshügel seiner Elsbeth, warf sich, in bittere Thränen gebadet, auf demselben nieder, und flehte in herzzerreißenden Tönen: „Elsbeth, die du versöhnt bist, bitte für den Urheber deiner Leiden! steh' freundlich herab, edle Dulderin, auf deinen Verführer! das Licht

des Glaubens ist eingekehrt in die Dunkelheit seiner Seele, und das ewige Leben ist es, um das ihn nun banget. Gott, der Du die Sünder verfolgest, erbarme Dich meiner!"

Mit etwas erleichterter Seele verließ Richardson sammt seinem Benjamin den Ort schwerer Prüfungen. Das Schiff, worauf sie sich befanden, war nach einem spanischen Hafen bestimmt. Die ersten Tage der Fahrt waren glücklich. Sie näherten sich schon der spanischen Küste, und hofften in einigen Stunden das Land zu sehen. Alles war außer sich vor Freude. Richardson, der sich nun dem Ziele seiner Reise näherte, grüßte die Luft, welche von den europäischen Küsten herwehte, und dachte mit sanfter Wehmuth seiner glücklicheren Jahre. Schon sah er einem freundlicheren Loose entgegen; aber anders war es im Rathe des Himmels beschlossen!

Plötzlich gewahrten sie ein großes Schiff, das sie mit vollen Segeln verfolgte. Bald erkannte man in ihm einen Kaper aus Algier. Er hatte ihnen den Wind abgeschnitten, und in einer halben Stunde ihr Schiff erreicht, so, daß eine volle Geschützladung es beinah' in den Grund bohrte. Die Spanier versuchten Gegenwehr. Der Kaper enterte. Ein fürchterliches Gemetzel entstand. Richardson kämpfte mit, denn er fürchtete den Tod nicht. Schon hat er einige Seeräuber niedergestoßen, als er, schwer verwundet von einem Bajonette, in seinem Blute zu Boden sinkt. Der Kampf war bald zum Nachtheile der Spanier geendet. Die noch lebten, wurden gefangen genommen, die Todten aber in das Meer geworfen, und

das Schiff im Triumphe nach Algier geführt. Richardson wurde seiner schweren Wunde, welche er in der Brust erhalten hatte, ungeachtet, gefesselt in den Schiffsraum geworfen. Benjamin klammerte sich an ihn, und rief mit klagender Stimme: „Vater, nicht sterben! nicht sterben!"

Der Schiffschirurg, welcher sich unter den Gefangenen befand, untersuchte die Wunde des Unglücklichen, verband sie zur Noth und konnte, als ihn Richardson mit männlichem Ernste fragte, die Bemerkung nicht unterdrücken, daß er ihm wenig Hoffnung zur Wiederherstellung gebe. „So sey es denn!" antwortete der Verwundete. „Es geschehe der Wille des Herrn! Mir kann der Tod nur als ein versöhnender Gefährte die Hand bieten: freudiger würd' ich ihm folgen, wäre meines Kindes Schicksal entschieden!"

Der menschenfreundliche Arzt tröstete ihn und sagte: „daß sein Loos, das einem baldigen Ende entgegen gehe, in der That glücklicher sey, als das ihrige, indem sie die fürchterlichste Sclaverei erwarte. „Deinen Sohn," sprach er, „wird der Himmel schützen. Vielleicht kauft ihn ein menschenfreundlicher Kaufmann, der ihm einst ein besseres Loos sichert, als er es, ohne dieses Mißgeschick, je erreicht haben würde."

Sie landeten in Algier. Mit Kanonenschüssen und Freudenbezeigungen ward der glückliche Kaper empfangen. — Seine erste Verfügung ist, die sämmtlichen Gefangenen ans Land und auf den Sclavenmarkt führen zu lassen, um ihrer weiteren Erhaltung

ledig zu seyn. Wie unvernünftiges Vieh, in schwere Fessel geschmiedet, werden sie auf denselben gebracht. So führte damals noch, bis das Schwert Frankreichs das Räubernest gesäubert — entsetzlich zu denken! der Mensch den Menschen, wie eine Metzgerwaare, zu Markte!

Richardson, seiner Auflösung nahe, wird von seinen Brüdern menschenfreundlich an den Ort ihrer Bestimmung getragen. Weinend klammerte sich Benjamin an denselben, und Aller Augen sind über das Elend dieser Beiden mehr, als über ihr eigenes, naß. Richardson hatte durch die Ergebung, mit welcher er sein Schicksal getragen, und durch den gottesfürchtigen Sinn, mit dem er hoffend und vertrauend seinem letzten Athemzuge entgegen gesehen, die Theilnahme Aller errungen. Schon sein Anblick allein war Mitleid erregend. Auf dem Wege war sein Verband losgerissen — das Blut strömt mit neuer Gewalt aus der Wunde. So kommen sie an auf dem unseligen Markte, an dem man um Menschen feilschte. Richardson sinkt bewußtlos um, die brechenden Augen schließend. „Der Vater stirbt!“ schrie Benjamin auf, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

In demselben Augenblicke ging ein wohlgekleideter Mann über den Markt, sein Blick ruhete auf dem Erbleichten und dessen jammernden Sohn. „Der gute Mann!“ riefen die Umstehenden, „macht Platz, der gute Mann kommt herbei.“ So hatte man den Europäer genannt, dessen ganzes Wirken seit seiner Ankunft in Algier darauf beschränkt war, unglückliche Christensclaven loszukaufen, ihr Schicksal zu mildern,

sie in ihr Vaterland zurückzusenden, zu helfen, zu trösten.

Spuren des tiefsten Grames liegen auf seinem Gesichte, und die schneeweißen Haare, welche ehrwürdig seinen Scheidel bedecken, verrathen, daß sie mehr Kummer und Schmerz, als das hohe Alter, gebleicht. Seine Augen waren auf jenes Bild des Jammers gefallen. „Wie hoch die Freiheit dieser Beiden?“ ruft er den Sclavenanführer an. „„Nun, der Eine wird wohl schon todt seyn! — ihn und den Knaben für zehn Dollars, Herr! wenn es Ihnen gefällig.““ Der gute Mann gibt, was Jener verlangte. Seine Diener ergreifen den Unglücklichen, sie fühlen noch Leben in ihm und tragen ihn sorgsam, wie es der Herr geheißen, nach Hause. Benjamin war von seinem Vater nicht mehr zu trennen, er folgt mit häufigen Thränen.

Mit kräftigem Balsam gewaschen, erhielt Richardson noch einmal seine Besinnung. Er schlägt die Augen auf — o Himmel! wen sieht er? Wortley, den Vater seiner Elsbeth! Er starrt ihn an. Dieser aber pflegt seiner, wie ein liebender Vater des verunglückten Sohnes. „Gott sey gepriesen,“ ruft Richardson, als er die Sprache wieder gewonnen, von einem heiligen Feuer durchglüht, „Du lassest mich nicht scheiden ohne Trost von der Erde! — Mann des Leides,“ spricht er zu seinem Gutthäter, „weißt Du es auch, wen Du hier pflegest!“

„„Du bist ein Christ; — dieß sey mir genug. —

Kennst du mich? Deine Sprache verräth's. Du bist aus England.""

„Wortley, unglücklicher Wortley! ich bin Richardson!" In der That war es Wortley, welcher Londons Anblick, in dem er so Vieles verloren, meidend, nach Afrika geschifft war, dort Werke der Liebe an seinen Brüdern geübt und darin eine seltene Beruhigung gefunden hatte. Aber diese Worte durchzücken den alten Mann, wie die Spitze eines vergifteten Dolches. Er schlägt die Hände zusammen, bedeckt damit sein Gesicht, fällt in einen Stuhl zurück. — Keiner spricht ein Wort weiter, tiefe Stille herrscht — bis sie endlich das Schluchzen des unglücklichen Greises unterbricht.

Er schien sich nun etwas gesammelt zu haben, er hebt sich mit bebenden Gliedern, tritt zu Richardson hin und ruft mit zitternder Stimme: „Mensch, so muß ich Dich finden? Wo ist meine Tochter?" — „"Unglücklicher Vater! sie bittet jetzt Gott, daß er deinen Sinn lenke, dich barmherzig und milde mache, wie Er es ist in alle Ewigkeit!"" — „Gott! so ist sie gestorben!"

„Nach tausend Leiden, die wir als gerechte Strafe des Himmels gelitten, schied sie mit reuigen Thränen, Dein Andenken segnend, im Frieden, versöhnt und gereinigt von hinnen. Ihre Reste ruhen in Surinam, und Benjamin hier — o stürze zu deines Großvaters Füßen, bitte mein Sohn, bitte für deinen Vater!"

„"Mein Enkel!"" ruft Wortley, hebt ihn von

der Erde auf, drückt ihn an seine pochende Brust, und spricht, häufige Thränen vergießend: „„Richardson, — ich vergebe!““ — Da hebt sich die Brust des Sterbenden, als wäre eine zentnerschwere Last davon weggewälzt. Er drückt Wortley's Hand, führt sie an seine bebenden Lippen, segnet seinen Sohn, versucht es, sich noch einmal zu erheben, — sinkt nieder — und stirbt.

Wortley, von tiefster Wehmuth ergriffen, umarmt seinen Benjamin und küßt ihn mit der Wärme eines liebenden Vaters. „„Ich will Dir, unglückliches Wesen,““ spricht er, von Thränen oft unterbrochen, „„den Rest meiner Tage weihen. Erfreue Du dieses Alter, das bis jetzt jede Freude geflohen; und bete fleißig für das ewige Heil deiner Eltern, auf daß ihnen Gott, der Barmherzige, verzeihen möge, wie ich ihnen verziehen!““

Kein Stand und Erwerb, das Laster nur entehrt *).

Der junge Marquis Lamare fand unter dem Nachlasse seines verstorbenen Vaters einen Schuldbrief über zwei Tausend Livres von dem verstorbenen Gemahle der unglücklichen Frau v. Elisson als eine Spielschuld ausgestellt, welche durch die Revolution all' ihre Güter verloren hatte und in große Dürftigkeit gerathen war. Lamare hatte einst für Elisson's einzige Tochter Virginie, eine zärtliche Neigung empfunden. Da er aber durch den Umgang mit einigen Wüstlingen in der Achtung der biederen Elisson etwas gesunken war, so erhielt er auf seinen werbenden Antrag eine zwar höfliche, doch ausweichende Antwort. Hierdurch war der Stolz des reichen Marquis sehr verwundet worden. Er brach sogleich den Umgang mit dieser liebenswürdigen Familie ab und stürzte sich in Zerstreuungen, welche die sanfte Virginie mit ihren Reizen und Tugenden bald in den Hintergrund seines Gedächtnisses stellten.

---

*) Erzählungen von Ebersberg. 1. Bd.

Einige Jahre darauf starb sein Vater, und als er jene Verschreibung von zwei Tausend Livres unter den Papieren desselben fand, erwachte die Erinnerung an den abgewiesenen Antrag in seiner Seele. Nun war Gelegenheit zur Genugthuung da, und er dachte so unedel und klein, sie mit Hast zu ergreifen.

Ob er gleich die traurigen Vermögensumstände der unglücklichen Elisson kannte, ob er gleich wußte, daß sein Vater von jener Verschreibung nie Gebrauch gemacht haben würde, da seine Familie dem verstorbenen Gemahle der Frau v. Elisson große Verpflichtungen schuldete; so beschloß er doch, Virginien's stolze Mutter durch seine Forderung bis zum Aeußersten zu treiben. Da er aber im Grunde ein Herz besaß, das zwar durch Leichtsinn verführt, jedoch nicht verdorben war, so hatte er auch schon den Entschluß gefaßt, der armen Elisson dann, wenn sie ihre Verlegenheit gestanden, und sich vor dem, welchen sie einst so stolz von sich gewiesen, gedemüthigt haben würde, eine Forderung zu erlassen, die, seinem eigenen Gefühle nach, unbillig war.

Er sandte daher die Verschreibung zur Wittwe Elisson und ließ die Schuld mit der bittern Bemerkung einfordern: „Es dürfte der gnädigen Frau angenehm seyn, jeder Verpflichtung gegen einen Mann, dem sie einst die Hand ihrer Fräulein Tochter schnöde versagt, durch die Bezahlung jener Schuld ledig zu werden.“ Elisson erblaßte bei dieser unerwarteten Forderung, faßte sich aber bald und versicherte den

Cassier, daß er in einigen Tagen wieder kommen und die angesprochene Spielschuld in Empfang nehmen könne.

Als sie dieser verlassen hatte, sank sie in Virginien's Arme. „Ich Unglückliche," rief sie, „wie werde ich mein Wort erfüllen? wie die unbillige Forderung eines stolzen und beleidigten Mannes befriedigen, dem ich um keinen Preis etwas schuldig seyn möchte!" — — „„Wir müssen ihn bezahlen,"" sprach Virginie, durch Lamare's Betragen mehr noch als ihre Mutter verletzt, „„und wenn wir auch vor fremden Thüren um Brod betteln sollten!""

— „Ja, du hast Recht, meine Tochter! es ist besser, ganz verlassen und arm, als bösen Menschen verpflichtet zu seyn. Wenn ich die Einrichtung unserer Gemächer, wenn ich deine und meine Kleider verkaufe; — so hoffe ich, fast die Summe von zwei Tausend Livres dafür zu erstehen. Aber dann werden wir nichts mehr haben und so arm seyn, als der dürftigste Bettler es ist." — Nun rang die unglücklichste Mutter die Hände und benetzte die Wangen ihrer armen Tochter mit großen Thränen. Diese aber tröstete sie und sprach: „„Laß' uns jedes Opfer versuchen, theure Mutter, jene Summe zu erhalten, und vertrauen wir dann dem Schutze des lieben Vaters im Himmel! Wir sind ja durch unverdientes Mißgeschick, und nicht durch lastende Schuld elend geworden; wir haben aus dem Schiffbruche unser gutes Gewissen, unser Gottvertrauen, unsere Liebe zur Arbeit gerettet. Ja, beste Mutter, keine Beschäftigung wird Ihrer Virginie zu gering, keine zu

niedrig seyn. Verkaufen wir, was wir besitzen, tilgen wir damit jene demüthigende Schuld, verlassen wir dann einen Aufenthalt, in welchem jeder Schritt schmerzliche Erinnerungen weckt. Wir werden mit Gott ziehen; denn wer ein gutes Gewissen hat, ist nie und nirgends gänzlich verlassen und arm!""

Solche Worte linderten den Schmerz der Wittwe; der gefaßte Entschluß gewann an Reife, alle ihre Habseligkeiten wurden verkauft, und ehe drei Tage vergingen, war die Summe von zwei Tausend Livres zusammengebracht. So fand am vierten Tage Lamare's Cassier zwar nur öde Gemächer und leere Wände bei der Frau v. Elisson, erhielt aber, ohne jede Bemerkung, die geforderte Summe. Mit dieser ging er zu dem Marquis und berichtete, in welchen Umständen er die Frau v. Elisson gefunden, und auf welche Weise sie jene Summe zusammengebracht haben dürfte. Lamare war nun äußerst beschämt. Erfüllt mit der Unruhe, die Noth guter und achtungsvoller Menschen muthwillig und unedel vermehrt zu haben; unschlüssig, wie er seinen Fehler gut machen sollte, brachte er den Tag über in Gedanken versunken zu, und fand selbst in der Nacht keine Ruhe. Am nächsten Morgen ließ er Ohrgehänge von Diamanten, fünf Tausend Livres im Werthe, einkaufen, schloß selbe in zwei Banknoten von zwei Tausend Livres ein und sandte abermal seinen Cassier nebst einer verbindlichen Zuschrift zur Frau v. Elisson hin, in welcher er sich zu entschuldigen und sein Benehmen zu beschönigen suchte. Er bat die Mutter, die Ohrgehänge an Virginien, als ein Angedenken an ihren

unglücklichen Freund, zu übergeben. Doch wie traurig wurde er, als der Cassier ihm Brief und Geschenk mit der Nachricht zurückbrachte, daß Frau von Eliffon früh Morgens mit ihrer Tochter die Stadt verlassen habe und Niemand wisse, wohin sie sich gewendet.

Ungeachtet aller Zerstreuungen, welche sich dem reichen Marquis darboten, konnte er doch den Gedanken an Virginien und ihre Mutter nicht verbannen und seitdem er sie ganz arm und durch seine Schuld unglücklich wußte, hatte er keinen vollkommenen Seelenfrieden mehr. Die leisen Vorwürfe, die ihm sein Gewissen machte, die Neigung, welche in seinem Herzen für die tugendhafte Virginie neuerdings erwachte, hatten wenigstens die Folge, daß er ernster und besonnener wurde. Er entzog sich den leichtsinnigen Gesellschaften, welche bis jetzt auf ihn manchen nachtheiligen Einfluß geäußert und widmete sich ganz der Verwaltung jener Güter, die ihm sein Vater zum Erbe gelassen. So kam es, daß er nach zwei Jahren auch eine Reise nach Madagaskar machte, wo eine seiner Pflanzungen durch die geringe Aufmerksamkeit, welche bis jetzt darauf verwendet worden, sehr heruntergekommen war.

Nach einem Aufenthalte von wenigen Monaten kehrte er sehnsuchtsvoll — und unbefriedigt in sein Vaterland zurück. Wie elend ist doch das Leben eines Mannes, welcher ohne Gattin, ohne Kinder — umkrallt von seiner Sehnsucht und im Netze jener Thor-

heiten, die allen Hagestolzen eigen — allein in der Welt da steht, wie ein dürrer Baum; der selbst keine Freude genießt und auch keine Freude gewährt! Lamare fühlte das Unbehagliche dieses Zustandes und beschloß deßhalb, bei seiner Rückkehr eine Gattin zu wählen. Und doch ward ihm vor diesem Gedanken bange; denn er hatte nur Eine gekannt, deren Tugend und Anmuth ihm das Leben wirklich erhöht haben würden; — und diese Eine war Virginie Elisson, die er in's Elend getrieben.

Das Schiff landete in dem Hafen von Brest. Er stieg mit jener unsäglichen Freude, die jedes Herz bei dem Wiederbetreten des vaterländischen Bodens erhebt, an das Land. Er hatte in diesem Augenblick seine Unruhe, seine Unzufriedenheit mit dem Leben vergessen und war glücklich und heiter. So trat er in die Stadt. Mit Vergnügen erblickte er eine kleine Bude mit Früchten, die er auf der Seereise so lange entbehrt, und eine niedliche Gestalt, die sie verkaufte. Obgleich ihre Kleider von jenen eines Landmädchens kaum unterschieden waren, so zeichneten sie sich doch durch Reinlichkeit, selbst durch Geschmack, aus. Das reizende Gesicht der Verkäuferin aber konnte Lamare nicht erblicken, da es theils durch eine tiefe Kopfbedeckung, theils durch die züchtige Bescheidenheit des Mädchens, lüsternen Augen den Anblick verwehrte. Lamare forderte etwas von ihrer Waare, zieht seinen Beutel und will, hingerissen von etwas muthwilliger Laune, das Gesicht der niedlichen Obsthändlerin gewaltsam sich zuwenden, — da blicken ihn ein Paar ernste, strafende Augen an! Die Börse entsinkt seiner

Hand, indem das Mädchen in reinem Französisch also spricht: „Zur Ungezogenheit, mein Herr, berechtigt Sie mein Gewerbe nicht; denn kein Stand, das Laster nur entehrt!“ — „„Ist es möglich! ja, ich täusche mich nicht: Sie sind Virginie Elisson! — Gott! und dieses Loos!““ rief Lamare erschüttert aus. „„Kennen Sie, Virginie, Ihren Freund Lamare nicht mehr? Doch wie wage ich es, den heiligen Namen eines Freundes zu nennen, da ich es wahrscheinlich bin, der Sie in diese Lage gestürzt!““

Virginie, welche den Marquis nicht beachtet und deßhalb anfänglich nicht erkannt hatte, war so sehr außer Fassung gerathen, daß sie einiger Zeit bedurfte, um ihm antworten zu können. „Seyen Sie ruhig, Marquis,“ sprach sie endlich mit unnachahmlicher Güte, „die Vorwürfe, welche Sie sich machen, sind ganz ungegründet. Meine Mutter und ich — wir sind zwar arm, doch nichts weniger als unglücklich. Ich weiß nicht, ob Sie es für eine Schande halten, daß ich die Früchte, welche der kleine, von meiner Mutter gemiethete Garten bei Brest trägt, hier selbst feilbiete; ich aber für meinen Theil finde darin nichts Entehrendes. Der Ertrag dieses Gartens nährt mich und meine Mutter, die wir hier, ungekannt und nichts als den Namen ehrlicher Landleute in Anspruch nehmend, ein ungestörtes Leben führen. Sie werden es kaum glauben, Herr v. Lamare, aber es ist doch so: — wir sind in dem Ueberflusse der geräuschvollen Residenz nicht so glücklich gewesen, als hier unter dem dürftigen Dach einer kleinen Hütte! Doch lassen Sie

uns unseren Frieden; entfernen Sie sich, Marquis, und vergessen Sie, wer wir gewesen und daß wir uns je gekannt!"

„„Ich Sie verlassen, Sie vergessen, edle Virginie!"" rief Lamare mit Heftigkeit aus. „„Nein, biederes Mädchen, das um einer alten Mutter willen Dürftigkeit und Demüthigung erträgt und ihren Himmel im Lohne des Bewußtseyns findet! Lamare ist wohl leichtsinnig und unbesonnen gewesen; aber er ist kein Ungeheuer, dem Tugend und Liebe zum Spiel geworden! Kommen Sie, Virginie, überlassen Sie diese Früchte den herströmenden, freudetrunkenen Matrosen zur Beute, und führen Sie mich zu Ihrer Mutter!""

Die Weigerung Virginiens war vergeblich. Sie mußte endlich einwilligen in die Bitte des tief ergriffenen Freundes. Sie traten Beide in das reine Häuschen, welches die Frau v. Elisson bewohnte. — Wer malt die Ueberraschung, als Lamare zu ihren Füßen stürzte, mit freudethränendem Blick den Namen „Mutter!" ausrief. — —

Und nach einigen Wochen wurde dieser Ausruf dadurch gerechtfertigt, daß die tugendhafte bescheidene Virginie an seiner Hand in die Kirche von St. Eustach trat und unter dem Beifall aller guten Menschen dieselbe als Marquise Lamare, als die glücklichste Gattin eines biedern, sie herzlich liebenden Mannes, wieder verließ. Ihre Mutter vergoß dabei mehr Thränen, als in jenem unglücklichen Augenblicke, in welchem sie fast hoffnungslos die Residenz verlassen hatte,

und rief oft in unaussprechlicher Freude die Worte aus: „So wacht ein guter Gott über Alle, und gerade dann, wenn seine Hand uns entzogen scheint, führt sie dem Vertrauenden Freude und Glück entgegen!"

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Inhalt.

		Seite
1.	Schicksale der barmherzigen Schwester Jenny	1
	I. Jenny's Pflegevater	—
	II. Der gute Pater Thomas . . .	18
	III. Jenny in der Familie der Gräfin X. .	32
2.	Der Meeresstrom	57
3.	Wie die Saat, wird auch die Ernte seyn .	98
4.	Der redliche Sohn	104
5.	Des Vaters Fluch, der Tochter Strafe .	133
6.	Kein Stand und Erwerb, das Laster nur entehrt	164

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Boost, Johann Adam, 1775-1852

Sammlung moralischer Erzählungen für Deutschlands Söhne und Töchter

Bd.: 3

Augsburg (1846)
Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 744
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259424-3